



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreunddreißigster Jahrgang.

N^o 7.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Hochstapler.

Roman
von
Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

Wolf war der Erzählung mit wechselnden Stimmen
Aeußerungen des Staunens oder des Widerwillens gefolgt;
Eichenburg achtete nicht darauf.

„Es unterlag keinem Zweifel,“ fuhr er fort, „daß wir
große Summen erwerben würden, denn auch unsere wei-
teren Unternehmungen gelangen. Der Umstand, daß die
Schwarzen Häuptlinge so vielfach unter einander verfeindet,
gab uns bei weiterem Vordringen wichtige Verbündete;
die Vertheidigung der Negerdörfer durch Lanzen und Bogen

blieb unseren Schusswaffen gegenüber stets eine sehr unwirk-
same, unsere Leute waren zuverlässig, weil die Beute lohnend,
und so füllten sich denn unsere Depots bald dermaßen, daß
die Waare nicht schnell genug nach Khartum und von da
weiter geschafft werden konnte, und Krankheiten in denselben
viele Slaven dahinrafften.

„Nur ein Umstand schien uns indeß bedrohlich: eine
andere Handelsgesellschaft operirte im Westen von uns mit
einer starken Truppe und guten Führern. Die Klugheit
rieth, uns mit ihr zu associiren, um Kollisionen zu ver-
meiden, aber die Boten, die wir an sie gesandt, als sie nur
einige Tagereisen von uns ein Dorf überfallen, kamen mit
der Antwort zurück, wir möchten ihr das Feld räumen,
denn sie werde uns angreifen, wo wir ihr im Wege seien.

„Wir waren damals etwa zwei Jahre schon thätig
gewesen und operirten eben unterhalb des Nadigebirges im
Latukastamm. Ihr Vater nahm die Botschaft mit Ent-
rüstung hin. Jeder Widerstand verfehte ihn immer in

Harnisch. Wir hatten jene Gesellschaft schon im Verdacht,
daß sie uns einen wichtigen Transport abgefangen, denn
man hatte unsere denselben begleitenden Leute von Kugeln
durchbohrt in der Wüste gefunden.

„Bernb beschloß also, für diese Drohung Rache zu
nehmen und dem Gegner das Handwerk zu legen. Er
machte einem der Negerfürsten reiche Geschenke, spiegelte
ihm vor, jene Handelsexpedition habe die Absicht, ihn in
seiner Seriba zu überfallen, und schloß mit ihm ein Bünd-
niß. Er bewaffnete hundert seiner Schwarzen mit Ge-
wehren, und auf Schleichwegen über das Gebirge ge-
führt, lagerte er sich am Fuß desselben, sandte Späher aus
und überfiel das Lager. Sein Unglück aber war, daß die
Letzteren ihn über die Stärke des Gegners getäuscht; der-
selbe war, angewachsen durch Schwarze, uns um das Dop-
pelte überlegen und seine Bewaffnung eine vorzügliche.
Wir wurden nach mehrstündigem Kampf, verlassen von
unseren Schwarzen, die mit unseren Gewehren davonliefen,



Erzherzog Karl von Oesterreich vor dem Gefecht bei Cannstatt (1796). Nach einem Gemälde von W. Zweigle. (S. 82.)

in das Gebirge zurückgeworfen und hatten zwei Drittel unserer besten Mannschaft verloren. Als der uns verbündete Häuptling sah, wie wir zusammengeschmolzen, suchte auch er uns in der Nacht zu überfallen. Wir wehrten uns tapfer, zogen uns kämpfend aus der Seriba heraus, nachdem wir Feuer in die Hütten geworfen, und rasteten bis zum Morgen in einem Dschungel. Unsere besten Leute waren hin, wir mußten dem Gegner das Feld räumen, wie er verlangt, beschloßen aber, nach Khartum zurückzukehren, unsere Geschäfte dort zu ordnen und mit einer stärkeren Truppe zurückzukehren.

Obgleich unsere Agenten uns arg betrogen und bestohlen, war doch unser Gewinn dieser ersten Jahre ein bedeutender. Wir kannten jetzt erst das unermessliche Jagdterrain, wir hatten festen Fuß am Gazellenfluß gefast und brauchten also die anderen Handelsgesellschaften nicht zu fürchten, die von reichen Geschäftsleuten in Khartum gegründet waren und über Suakin alljährlich ganze Ladungen schwarzer Waare nach Djeddah und Suez sandten; es galt nur, so viele Leute anzuwerben, um einer Konkurrenz mit den Wäffen in der Hand zu begegnen, und an waghalsigen Abenteurern gab es am blauen Nil ja genug; auch war Ihr Vater der Mann, der die Disziplin aufrecht zu erhalten verstand.

Bei der nächsten günstigen Jahreszeit ging also unsere Expedition, dreihundertundfünfzig Mann stark und gut bewaffnet, wieder nach Gondokoro, um von dort eine neue Richtung einzuschlagen. Bernd hatte dieselbe auf eine Dauer von drei Jahren berechnet; ich selbst wollte während derselben nach Gondokoro zurückkehren, um die Ver sendung der Beute von dort aus selbst zu leiten, damit uns nicht so viel ruiniert werde. Ich trennte mich von ihm nach einem Jahr und es war besser so. Wie sehr wir uns auch immer verstanden, er war finsternen Geistes geworden, hatte Tage, an welchen er, in düsterer Schweigsamkeit für Niemanden nahbar, selbst mir keine Antwort gab. Er war an solchen Tagen der kältesten Grausamkeit fähig, ließ die Sklaven, die sich widersehten oder Fluchtversuche machten, selbst einzelne von unseren Leuten, welche die anderen aufbehalten, erbarmungslos niederschleßen, oder sie züchtigen, daß ihnen das Fleisch in Fetzen vom Rücken hing; aber desto größer ward der Respekt, den er einflößte, die Furcht vor ihm. Dann wieder, wenn er eine glückliche Razzia ausgeführt und die schwarzen Gefangenen und die Herden vor ihm hergetrieben wurden, wenn ein Dorf in hellen Flammen stand und die Geier sich auf die umherliegenden Leiden herabsenkten, ergab er sich einer wilden Lustigkeit; er trank, ließ sich die schönsten der gefangenen Dirnen kommen und sank endlich bewußtlos auf sein Lager.

Seine riesige Gesundheit litt dadurch keinen Schaden; er lachte, wenn ich ihn auf das Klima aufmerksam machte, das uns sogar manchen Eingeborenen unter unseren Leuten raubte, und ich begriff auch endlich, daß er nicht anders konnte. Am besten war mit ihm auszukommen, wenn ich ihm nach Löhnung unserer Truppe unsere Gewinnrechnung vorlegte, die allerdings immer sehr wechselnd und ungleich war, je nachdem die Beute an Elfenbein ergiebig gewesen, und die Sterblichkeit unserer Sklaven bereitete uns auch oft große Verluste.

„Ich will Sie nicht ermüden,“ hob Eschenburg nach einer Pause wieder an, „denn ich sagte Ihnen das Alles nur in der Ueberzeugung, es sei Ihnen angenehm, von Ihrem Vater zu hören. Unsere Genossenschaft währte acht Jahre und darüber. Bernd operierte während der letzten Hälfte derselben allein mit seiner Truppe in den entferntesten Landschaften des Negerreichs, während ich in Khartum die Geschäfte führte. Als er endlich nach Ruhe verlangte“ ... hier machte Eschenburg eine Pause, als überlege er, wie er fortfahren solle ... „genug,“ er sehte zurück; seine Truppe hatte er in Gondokoro abgelöhnt, wo sie sich unter verschiedene andere Handelsgesellschaften vertheilte.

„Wir hatten genug!“ Eschenburg's Stimme war merkbar gesunken; er schien nicht mehr mit derselben Lebhaftigkeit reden zu können. Jeder von uns konnte also über ein bedeutendes Vermögen disponiren und noch hatten wir große Lager von Elfenbein, um die wir mit einer englischen Firma in Unterhandlung standen. Aber Bernd hatte seine heroische Ausdauer mit seiner Gesundheit bezahlt; er, den ich das letzte Mal in Gondokoro noch als das Bild unverwundlicher Kraft gesehen, hatte lange gegen die Fieber gekämpft, bis sie auch ihn niederwarfen. Und da hatte es sein Unglück gewollt, ihn gerade zu einem Häuptling zu treiben, der ihm getreulich Heerfolge geleistet und mit dem er ein enges Bündniß geschlossen.

„In der Seriba dieses Häuptlings, der, treulos und hinterlistig wie alle Neger, nur seinen Vortheil suchte, verlangte er Pflege, und man reichete sie ihm; die Frauen dieses Häuptlings, junge, üppige Weiber, übernahmen diese Pflege, und er genas wohl, aber er nahm von da den Keim einer entnervenden, seine Kräfte untergrabenden neuen Krankheit mit sich, einen Hang zur Schwelgerei, zur Ausschweifung, der seinem Leben verhängnißvoll werden mußte. Später erst erfuhr ich durch seinen Hauptmann, er sei auf dem Rückmarsch auch in Shendi lange der Gast eines die Ueppigkeit liebenden Häuptlings gewesen, dessen Hofstaat fast nur aus schönen Weibern bestand, und das habe ihm den Rest gegeben.

„Ein halbes Jahr noch verblieb ich in Khartum, die Abwicklung der Geschäfte verlangte dieß. Aber die verpestete Luft dort, wenn der Nil sinkt, und noch mehr, wenn

er anschwillt und all' den Giftstoff mit sich schleppt, der sich auf den Höhen von Abyssinien und in den Sümpfen des Sennaar gesammelt, trieb uns fort, als wir abgerechnet und Jeder von uns mehr als eine Viertelmillion ägyptische Pfund sein nannte. Er ging, so meine ich mich zu erinnern, nach Kairo, um europäische Aerzte zu suchen, ich begab mich nach Neapel. Wir sahen uns nicht mehr; nur durch Hörensagen wußte ich, daß er sich nach Europa eingeschifft, da ihm die kairenischen Aerzte keine Hoffnung gemacht ... Und wie Sie mir sagen, hat er auch in der Heimat keine Genesung gefunden!“ So schloß Eschenburg seine Rede.

„Ich bedaure seinen Tod! Er war ein großer, aber harter, schwer zu handhabender Charakter, erhaben über alle Vorurtheile, bewundernswürth in seiner Thatkraft. Aber ich darf es wohl ohne Ueberhebung sagen: mir verdankte er seinen Reichtum, denn er allein hätte es wohl zu nichts gebracht.“

Eschenburg ließ die Stirn abermals in die Hand sinken, dann leerte er hastig sein Glas in einem Zuge und versank wieder in das Gedanken an seinen Freund.

Wolf hatte seine Erzählung anfangs mit dem widerstrebenden Gefühl des Unbehagens angehört. Sein Vater ein Sklavenjäger! Die Entthüllung verletzte seinen Hochmuth. Dann begann die Abenteuerlichkeit der Erzählung ihn zu reizen; er empfand nur den Stolz, seinen Vater in seiner Größe geschildert zu sehen, wenn diese auch eine tadelnswürthe. Er fand sich sogar bereit, anzuerkennen, daß diese Schwarzen doch nur Bestien, die eine viehische Sprache redeten und nichts Besseres verdienten, als gehebt zu werden. Dann wieder zog er aus Mancherlei den Schluß, daß dieser Eschenburg ihn wohl nur ausgebeutet, ohne eigene Gefahr den Gewinn eingestekt, den sein Vater unter tausend Mühen und Kämpfen erworben.

Als der Erzähler jetzt zu Ende, war Wolf unschlüssig, wie er sich diesem Mann gegenüber verhalten solle. War sein Vater auch die rechte Hand dieses Menschen gewesen, immerhin hatten des Ersteren Thaten und Tüge in den Wüsteneien des inneren Afrika etwas Romantisches, Heroisches — aber Dieser da war eben nur Sklavenhändler gewesen, ein Metier, das Verachtung verdiente! Und er erzählte das Alles in einem Ton, als sei er berechtigt, anzunehmen, daß der Sohn sich des so schwer verdienten väterlichen Reichtums nicht schäme.

Eschenburg schaute ihn, den Schweigenden, jetzt an, als erwarte er, daß Wolf ihm die Hand drücke, ihn als einen so vielfährigen intimen Freund des Vaters begrüße.

„Ich bin erfreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben,“ sagte dieser ziemlich trocken. „Ich habe leider dem Seligen nur während meiner ersten Knabenzeit näher gestanden und ward dann bei fremden Leuten erzogen.“

„Ja, ein Mann der Familie war er wohl nicht,“ bestätigte Eschenburg. „Hat er schwer gelitten vor seinem Ende?“

„Auch darüber ist mir nichts bewußt; ich sah ihn nach seiner Rückkehr nur einige Male.“

„So, so! Ja, er war zuletzt sehr schlechter Laune, der Verlust seiner Gesundheit hatte ihn total verstimmt und menschenscheu gemacht ... Aber, wenn ich fragen darf, was führt Sie hieher an diese Küste?“

Wolf lachte bitter. Er erzählte von seinem Schiffbruch.

„Ah, so sind Sie der Herr, von dem hier erzählt wurde? Ja, die riesige Felsenküste hier mit ihrer furchtbaren Brandung ist nach einem Sturm immer mit den Wracks unglücklicher Fahrzeuge bedeckt; aber man macht wenig Aufhebens davon, die politische Abgrenzung und Zerstückelung hier auf beiden Ufern der Meerenge mag wohl schuld daran sein. Die britischen Behörden, denen die eine der Säulen des Herkules gehört, kümmern sich nicht um das, was ihnen gegenüber am Fuße der andern, der spanischen, des Felsens von Ceuta, vorgeht, und den Spaniern wiederum ist der große Schröpfung Gibraltar, den sie sich vergeblich vom Raden zu schütteln versuchten, ein Gegenstand des Grolls. Beide aber nehmen auch von dem wenig Notiz, was drüben zu Füßen der sogenannten spanischen Presidios an der marokkanischen Küste, am Kap Tres forcas und der Küste der Risspiraten, dieses räuberischen Gesindels, vorgeht, das den Spaniern die Schilb-wachen hinter den Mauern der Bälle wegschießt, wenn sie den Kopf über dieselben strecken. Nur wenn von den Rissen und den marokkanischen Piraten schreiende Gewaltthaten verübt werden, und sie Gelegenheit finden, ein paar weiße Frauen oder Mädchen wegzufangen, um sie nach Fez und Mequinez als Sklavinnen zu verhandeln, nur dann jagt man ihnen einmal bis in ihre Schlupfwinkel nach, aber meist vergeblich, und zu ändern ist da nichts bei diesen Banden ... Also Sie waren es!“ schloß Eschenburg lachend. „Man erzählte, ein spanischer Regierungsdampfer habe einen Schleichhändler verfolgt, der am hellen Mittag ein Mädchen aus vornehmer Familie entführt!“

„Drehen Sie die Sache um: ein Schleichhändler hat mich verfolgt!“ lachte Wolf.

„Und die ... Dame?“ fragte Eschenburg mit listig lauernder Miene. „Sie sehen dem seligen Bernd auffallend ähnlich!“ sehte er mit Betonung hinzu.

Wolf hörte nicht auf seine Frage.

„Und was führt Sie in diesen Steinklumpen, in dem mir ist, als sei ich hier an die Felsenwand genagelt?“ fragte er.

Eschenburg machte ein trauriges Gesicht und schien erst zu überlegen, ehe er antwortete.

„O, das ist eine für mich sehr trostlose Sache! Jahrelang lebte ich zufrieden in Florenz und in Spezzia, wo ich vor Kurzem erst meine Villa verkauft hatte, weil mich die Unruhe wieder packte. Es zog mich mit Macht wieder hinaus, und da mußte ich denn die unglückselige Idee fassen, meine Effekten, gute Spekulationspapiere, einem Bankier in Florenz zu übergeben mit dem Auftrag, sie zu versilbern, da ich mein Vermögen bei der banca nazionale deponiren wollte ...“

Eschenburg machte eine Pause, um tief Athem zu holen; dann plötzlich schlug er mit der Hand auf den Tisch.

„Und stellen Sie sich vor, was geschah! Als ich am andern Nachmittag wieder nach der Börse kam, um nach dem Verlauf zu fragen, war der Schurke, ein Mann, der das allgemeine Vertrauen besaß, auf und davon gegangen! ... Daß mich der Schlag nicht getroffen hat, ist ein Wunder Gottes! ... Die Frucht einer zehnjährigen Arbeit! Alles verloren bis auf elende zweihunderttausend Lire!“

Eschenburg rieb sich die Stirn mit der Hand. Die Vorstellung von seinem Unglück schien sich ihm mit ganzer Gewalt wieder aufzudrängen; er ballte die Hände auf der Tischplatte, dann hob er die Stirn wieder; seine Augen blühten.

„Nach Lissabon sollte der Schurke sich gewandt haben, um von da ein Schiff nach Südamerika zu nehmen!“ rief er wild und wieder auffahrend. „Ich ihm nach! Ich komme nach Lissabon, aber keine Spur! Ich verspreche Belohnung über Belohnung, Alles umsonst! Ich biete die Behörden der ganzen Meerenge auf, weil ich bestimmte Anzeichen hatte, daß der Räuber in dieser Richtung über das Mittelmeer verschwunden, aber der Schuft ist unsindbar! Ich reise von Lissabon nach Southampton, die glaubwürdigsten Indizien führten mich dahin, aber wieder falsche Spur! Da endlich werde ich nach Lissabon zurücktelegraphirt, weil man den Elenden erwischt zu haben meinte, und was geschieht? Ich finde einen mir wildfremden Menschen, den man gepackt, um doch Einen zu haben, einen Fremden, der gar nicht Bankier gewesen, sondern Seemann oder so etwas dergleichen! Einen Menschen, der mindestens einen Kopf größer als der Dieb, den man aber ergriffen hatte, um doch etwas in der Sache zu thun! So sind mir denn drei Monate nutzlos verstrichen, und der Spießbube sitzt jetzt wahrscheinlich in Amerika oder Australien und lacht mich aus! ...“

„Aber was nützt das Alles! Ich bin verdammt, wieder von vorne anzufangen, denn ich bin noch nicht alt genug mit meinen fünfundsünfzig Jahren, um die Hände in den Schooß zu legen und mit den Renten von zweihunderttausend Lire auszukommen. Ich warte nur auf das Depeschenschiff drüben in Tanger, um wieder nach Kairo zu gehen; ich habe noch drei Tage Zeit bis dahin, um zu überlegen, ob ich nicht lieber die Westküste von Afrika wählen soll, um mich den portugiesischen Gesellschaften anzuschließen, die ihre Geschäfte nach Brasilien machen. Aber ich kenne das Feld dort nicht und werde wohl Aegypten vorziehen. Baar Geld trägt dort fünf und zwanzig Prozent Zinsen gegen Kaupfand, und so viel habe ich auch noch, um einer neuen Expedition drei oder fünf Monate Löhnung voranzuzahlen. Man muß immer nur das thun, was man versteht. Ein Narr, der sich in Europa mit kümmerlichen Geschäften quält! ... Leider fehlt mir nur Eins,“ sehte er flehentlich hinzu, „ein Mann wie Bernd einer war; denn fühle ich mich auch noch kräftig genug, ich allein könnt's doch nicht mehr leisten; und dann fehlt mir gerade das, was Bernd besaß, die Kraft und Kühnheit, um die Truppe zu beherrschen, denn es sind immer wilde, beutelustige und schwer zu regelnde Gefellen, die sich dazu anwerben lassen, und da gilt's, den Daumen darauf zu halten, selbst in der Nacht nur mit einem Auge zu schlafen und mit der Pistole in der Hand Recht zu sprechen und Vergeltung zu üben, wenn ihre Habgucht sie zur Meuterei verleitet ... Ja, ja, Bernd war der Mann, es gibt keinen Zweiten!“

Eschenburg blickte dabei mit einer Miene auf Wolf, als hätte er sagen mögen: „Es gäbe wohl Einen noch, und der sitzt vor mir!“

Wolf wollte ihn nicht verstehen; er war auch weit entfernt, dem Manne die Kühnheit eines solchen Gedankens zuzutrauen.

„Uebrigens,“ begann Eschenburg von Neuem, „hat die Sache für einen zu Abenteuern aufgelegten Mann ihre höchst romantische Seite! Den Sklavenfang, den ja die Häuptlinge unter sich auch in der gewaltthätigsten Weise treiben — denn man muß wissen, wie sie über einander herfallen, man muß ihre große Trommel gehört haben, wenn sie zum Kampfe ruft, der immer mit Anzündung einer ganzen Seriba und Forttreibung ganzer Haufen von Gefangenen endet, die als Sklaven nach der Küste verkauft werden — den Sklavenfang also kann ein Mann, der Sinn für die Jagd hat, ruhig seinen Leuten, seinem Vefil oder Stellvertreter überlassen! Aber die Jagd! Ich sehe Bernd noch, wie er mit leuchtenden Augen von seinen Tigern und Elephantenjagden sprach, wie er von seinen Ritten zur Verfolgung der Strauße erzählte! Ja, er war groß in Allem und er wäre sicher nicht zu Grunde gegangen, hätte er sich selber nur schonen wollen!“

Wolf war ungeduldig geworden. Das Gastzimmer füllte sich mit Offizieren und Civilbeamten; er rückte unruhig auf seinem Stuhl.

„Sie verzeihen,“ sagte er, sich erhebend, „ich werde erwartet! Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen, die mir höchst interessant waren.“

Eisenburg reichte ihm zögernd die Hand. „Aber ich habe doch noch das Vergnügen, Sie wieder zu sehen? Ich bleibe jedenfalls noch einige Tage hier, ehe ich nach Alexandria gehe. Sie sind Tourist, so vermuthet man? Sollte Ihr Weg Sie nach Kairo führen? Gestatten Sie mir, Ihnen meine dortige Adresse zu geben. Im Hotel Abbat wird man Ihnen jederzeit sagen können. Es ist nur der Vorfall halber, für den Fall, daß es mir doch nicht vergönnt sein sollte, Sie hier wieder zu sehen.“

„Ich danke Ihnen, Herr von Eisenburg!“ Wolf trennte sich in ziemlich gemessener Weise von ihm und schritt, angestaut von den umher sitzenden englischen Offizieren, durch den Saal.

Eisenburg schaute ihm nach mit dem Ausdruck des Unmuths.

„War's mir doch, als ich ihn hier sitzen sah, als sehe ich den Bernd lebhaftig und verjüngt vor mir, wie er damals war, als ich ihn kennen lernte, als ich in Bulak im Kaffeehause saß und ein ganzes Boot voll schwarzer Sklaven den Nil hinabfahren sah, die in die Besitzung eines Paschas transportiert wurden. Er war arm wie eine Kirchenmaus und hatte nicht einen Para in der Tasche! Und ganz derselbe Stoff ist dieser Sohn außen und innen! Und dieselben Instinkte! Raubt sich ein Mädchen hier an der Küste und jagt mit ihm davon, wie der verwegenste marokkanische Pirat!... Ich dürfte ihm natürlich nicht sagen, daß auch sein Vater gegen mich wie ein Schuft gehandelt, daß eines Tages, als ich über ein Jahr von ihm aus dem Innern keine Nachricht erhalten und die Geschäfte so lange schon stockten, der Gouverneur, der von uns seinen Antheil zu fordern hatte, mich rufen ließ und Zahlung begehrte.“

„Die größte Schmach meines Lebens dankte ich damals diesem Elenden. Ich sagte dem Gouverneur, ich müsse glauben, Hangenstein sei todt. Ein Schurke ist er! rief er wüthend, und Du bist auch einer! Ich habe Nachricht, daß er mit Deinem Wissen und um mich zu täuschen, seit lange schon all' seine Jagdbeute über Berber und Korosko geschickt; zahle zehntausend Pfund und ich erkläre mich abgefunden!... Ich hatte mein Geld an einige Paschas im Delta verborgt auf deren Baumwollensplanungen; ich hatte nichts; der Gouverneur ließ mich durch seine Kavassen niederwerfen, mir die Fußsohlen mit dem Bambus zerfleischen und befahl mir in diesem Zustande, barfüßig Khartum zu verlassen.“

„Ich kam halbtodt nach Kairo. Hangenstein, so sagte man mir dort, sei längst mit seinem Gelde nach Europa zurückgekehrt, nachdem er sich von seinen Strapazen erholt. Ich reiste ihm nach. Aber als ich seine Spur gefunden, führte mich diese an das noch frische Grab des Betrügers, an ein Grab, das ich hätte aufwühlen mögen, um ihm noch in's Gesicht zu sagen: „Gib heraus Deinen Raub und zahle die Schmerzen, die ich durch Dich erlitten!“

„Man sprach mir auch von einem riesigen Vermögen, das er dem einzigen Sohn hinterlassen.“

„Die Hälfte davon hat er mir gestohlen, der ich getreulich ihm immer seinen Antheil in's Buch geschrieben, und was der Todte nicht herausgegeben, der Lebendige, der Sohn soll es jetzt geben, mit Zinsen, so wahr ich Eisenburg bin, und auch die Schmach, die ich erlitten, soll er mir büßen, denn er ist der Erbe auch seiner Schuld!...“

Er goß, von seinen Erinnerungen erhit, gierig den Inhalt des Glases in die Kehle und stieß das Letztere auf den Tisch.

„Zwanzigtausend Pfund hatte ich dem einen der Paschas im Delta von meinem Gewinn gegen dreißig Prozent geliehen und er weigerte sich, zurückzuzahlen; ich mußte wieder nach Aegypten, aber ich brauchte Jahre, um bei den dortigen Gerichten mein Recht und mein Geld zu erkämpfen. Als ich dann nach Europa zurückkehrte, um den Sohn Hangenstein's zu suchen, war auch er auf und davon, Niemand wußte, wohin. Ich sparte keine Mühe, um die Summe seines Erbes zu erforschen, und berechnete darnach, um wie viel ich bestohlen worden. Ich hatte auch dießmal kein Glück mit meinem Suchen, aber ich hatte meine Ausdauer. Wohin ich kam, da war der Herr Baron gewesen; hatte ich ihn kaum gefunden, so verschwand er vor meinen Augen, und Niemand wußte, wohin er sich gewendet, denn er hatte keinen Anhang. Endlich erfuhr ich, daß er in Genua ein Schiff gemiethet; man sagte mir den Namen desselben. Ich suchte ihn in allen Häfen des Mittelmeers und nach langem Umherirren zeigte man ihn mir auf der Promenade von Barcelona. Ich bezog sein Hotel und kaum war ich darin, als er es verließ. Ich sah ihn vom Fenster aus in das Boot steigen und in südlicher Richtung davon dampfen. Ich kam endlich hieher nach Gibraltar und man sagte mir, der Virgilio sei mit Mann und Maus verloren gegangen.“

„So gab ich ihn auf in der trostlosen Ueberzeugung, einem Schatten nachgejagt und um dessen willen meine Geschäfte aus den Augen verloren zu haben. Da sah ich ihn an der Seite dieses schönen jungen Weibes in meinem eigenen Hotel erscheinen, und wie ich ihm hier gegenüber saß, war's mir, als sei Bernd, der Schurke, wieder in's Leben zurückgekehrt. Aber ich sah auch das Gold, um das ich die schönsten Jahre meines Lebens in dem Hundeneß, in Khartum, verlor, ich sah mich selbst, wie ich so endlos lange vertrauens auf Nachrichten von ihm wartete, und“ — er leuchtete, die Hand vor die Stirn pressend, mit den Fingern — „sein Name allein ruft mir die Schmerzen zurück, die ich durch ihn gelitten, den ich einst vom Hungertode gerettet!...“

„Ich machte mich jetzt an ihn, an den Sohn. Ich schilderte ihm den Vater im schönsten Licht, um sein Vertrauen zu gewinnen. Ich erzählte ihm, wie man es thut, wenn man noch nicht mit sich klar ist, wie man es anfangen will; nur um zu hören, für was er Interesse habe, von welcher Seite er zu packen sei und wie an sein Geld zu kommen sei. Aber er entglitt mir, er hatte für nichts Sinn; das schöne Weib beherrschte offenbar seine Gedanken und das ist wenigstens eine greifbare Seite... Ich will denken! Ich lasse ihn nicht mehr aus den Händen, er ist mein wandelndes Geld, das ich verfolgen und bewachen muß!...“

Eisenburg versank in tiefes Sinnen, bis ihn der Lärm der zufließenden Gäste vertrieb. Mit scheuem Blick auf dieselben umkreiste er sie und trat hinaus.

„Was der Todte nicht herausgegeben, der Lebendige soll es geben, und mit Zinsen!“ sprach er vor sich hin, die Straße auf und ab schreitend und zu den Fenstern des Hotels hinausschauend.

(Fortsetzung folgt.)

Architektonische Bilder aus Spanien.

(Bild S. 76.)

Wenn man aus einem königlichen Schmucke ein paar Juwelen ausbrüche und legte sie Jemand vor — würde er wohl im Stande sein, den ganzen Schmuck darnach zu beurtheilen? In derselben Verlegenheit würde sich aber auch der befinden, welchem man zumuthen wollte, aus den Diminutivproben unserer Abbildung sich eine volle Vorstellung von dem großen Reichthum zu machen, den Spanien in seinen Bauwerken besitzt. Arabische und römische Kunst, die Gotik und die Renaissance haben das Land Jahr hunderte hindurch mit ihren schönsten Blüten geschmückt, von denen unser Bild einzelne wie zu einem Mosaik an einander gereiht hat.

Wir haben hier zuerst die alten, noch aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden, längst schon unbewohnten Klostermauern von San Pedro in Cordova (Nr. 1). Der architektonische Werth dieses schon halb zerfallenen Baues ist neben anderen Klostermauern Spaniens kaum sonderlich hoch anzuschlagen, um so größer aber der malerische. Denn als wolle die ewig junge Natur mit der Vergänglichkeits des Menschenvorwurfs verfahren, hat sie es mit ihrem reichsten Schmucke ausgestattet. Neben dem dunkelgrünen Laube von Orangen, Citronen und Immortellen ziehen sich ganze Heden von Heliotropen und rothblühendem Oleander an den von der Sonne gebräunten Mauern hin, deren Ritze und Spalten Tausenden von grünlichsilbernen Eidechsen zum Wohnort dienen. Ein alter, vorn aus unserer Abbildung sichtbarer Brunnen mit klarem, aber spärlich fließendem Wasser, hat am Charfreitagmorgen vor Sonnenaufgang genöthigt eine Belagerung auszuhalten, hervorgerufen durch die „wunderthätige Wirkung“ seiner Quelle, wenn man an jenem heiligen Tage aus ihr trinkt.

Das eine der Hauptportale der Kathedrale von Cordova (Nr. 3) — sie besitzt deren drei, welche sich unter einander den Rang streitig machen können — berührt uns, so schön es ist, doch wie ein Nistkasten in einer sonst vollkommenen Harmonie; denn es hat sich, so wie die kleine gotische Kirche, zu der es führt, wie ein unvermitteltes, fremdes Element in die festen Mauern des Originalbaues hineingewandt, den Abd-er-Rahman aufgeführt, als er dem Gotte seines Propheten den schönsten Tempel bauen wollte, den Menschen je errichtet haben. Dieser Tempel — oder vielmehr diese Moschee — ist auf einem länglichen Viereck erbaut, mißt 167 bei 119 Meter und wird im Innern von neunzehn größeren und fünfundsiebzig kleineren Säulen durchschnitten, die zum Theil aus den kostbarsten Steinarten, wie Jaspis, Porphyre, Karneol u. s. w. bestehen. „Als Ferdinand mit frommer Wuth die Mauern von sich stieß“ — wie es in dem bekannten Liede heißt — stellte er diese Moschee unter den besonderen Schutz der himelfahrenden Jungfrau Maria und erbaute ihr und einundfünfzig anderen Heiligen inmitten derselben zweiundsiebzig kleine Kapellen, zu welchen er die wunderbar schönen Säulchen des letzten Ganges verwendete.

Nr. 2 unseres Bildes gibt das Hauptportal der Kathedrale von Sevilla, das nach Westen mündend, auf den Triumphplatz führt, so benannt nach dem Siege, den das „katholische Königs-paar“ Ferdinand und Isabella über die Mauren erröckten, und der Sevilla unter ihre Herrschaft stellte. Dieses Thor „del Triunfo“, im reichsten gothischen Style ausgeführt, gewährt den Eingang in die großartigste und schönste aller spanischen Kirchen. Halb Gotteshaus und halb Museum, birgt sie die kostbarsten Schätze spanischer Malerei, Skulptur und Holzschneiderei. Nicht weit von diesem Thore unterbricht den mit weißem Marmor gefassten Fußboden ein ein-facher Grabstein, auf welchen die Worte eingegraben sind:

«A Castilla y a Leon
Nuevo Mundo dio Colon»
in Deutsch:
«Castilien und Leon
Gab eine neue Welt Colon»

oder vielmehr, wie wir zu sagen gewohnt sind: Columbus. Uebrigens ist es nicht der Leichnam des Weltenentdeckers, der hier ruht, sondern der seines Sohnes Hernando Colon, welcher an Schätzen reicher als der Vater, seine für die damalige Zeit sehr umfang-liche Bibliothek an das hochwürdige Domkapitel vermachte. Sie hat zu Ehren des Stifters und seines großen Ahnen den Namen Colombina erhalten und wird in einem zur Kathedrale gehörigen und sich zu ernstlichen Studien vorzüglich eignenden Räume aufbewahrt.

Die beiden folgenden Nummern geben uns ebenfalls Ansichten von Kirchenportalen und zwar die des Hauptthores (Nr. 5) und eines Seiteneinganges (Nr. 4) der Kathedrale von Valencia, deren Errichtung schon in das Jahr 1262 fällt. Sie gehört, wenn auch nicht zu den stylvollsten, doch zu den reichsten Kirchen der Halbin-sel und zwar namentlich was den — allerdings etwas frag-würdigen Schatz ihrer Reliquien betrifft. Auch an Manuscripten und seltenen Büchern ist großer Vorrath in der Bibliothek des Kapitels vorhanden, das sich rühmt, auch das älteste englische Rezbuch — Wulfst — zu besitzen.

Eine recht gute Anschauung von dem sogenannten Hause des Pilatus — casa de Pilato — geben Nr. 7 und Nr. 8. Jedem,

der sich in Sevilla aufgehalten und der es dort besuchte, wird es wieder lebendig vor die Augen geführt werden. Der äußere Bau, wie das bei maurischen Palästen oft der Fall ist, fällt nicht sonderlich in die Augen, zudem liegt es auf einem kleinen, dreiwinkligen Plage Sevillas, der sonst nur von ziemlich unscheinbaren Häusern eingefast ist. Erst nachdem man durch eine kleine Pforte eingetreten, gewinnt er an Bedeutung. Don Fadrique Enriquez de Ribera, Marques von Tarifa, hat auf einer Reise, die er 1519 nach Jerusalem unternahm, genaue Messungen und Nachforschungen in einem alten Palaste daselbst vornehmen lassen, welcher der Legende nach dem einfügen Landpfleger Pilatus gehörte. Zurück-gekehrt hat er nach den gesammelten Plänen einen, wie man behauptet, genau ebensolchen Palast für sich und seine Familie errichten lassen und sich dabei bemüht, durch einzelne charakteristische Merkmale die Räume dieses Gebäudes mit der Leidensgeschichte Christi in Verbindung zu bringen. So ist ein schöner Saal, dessen Plafond reich mit Stuck verziert ist, die verschiedenen Wappen der Tarifa, der Afan und Riberafamilien enthält, das Pratorium genannt worden. Ein kleines Kabinet daneben mit altem in Stein gehauenen Wasserbehälter wird als der Platz genannt, an dem Pilatus seine Hände wusch, zum Zeichen, daß er an der Verurtheilung Christi unschuldig sei. Auf der Treppe ist die Nach-achtung der eingemauerten und mit Gitter versehenen Ritze, in welcher der Hahn gekrätzt haben soll, während Petrus seinen Meister verrieth u. s. w. Architektonisch am bedeutendsten ist in dem ganzen Hause wohl unstreitig der wunderbar schöne Patio, den unsere Abbildung gibt. Man gelangt durch ein ziemlich langes, elegantes Peristil, gebildet von einer Doppelreihe marmorner Säulen, zu der großen Thür, welche in den Patio mündet. Der riesige Hof wird durch eine offene Galerie geschlossen, deren schön gekrümmte Bogen auf schlanken Säulen mit reich verzierten Kapitälern ruhen. Die hintere Wand der Galerie ist bis zur Hälfte der Höhe mit den kostbarsten Azulejos — gemalte glasierte Fayencesteinen — besetzt, und darüber mit Arabesken inkrustirt, die wie eine in die Mauer selbst gearbeitete Stiderei erscheinen. In den Nischen, die den Bogen gegenüber liegen, sind die Büsten römischer Kaiser aufgestellt. An den vier Ecken des Patio stehen Kolossalstatuen der Ceres, des Mars u. s. w., die leider zum Theil schon sehr gelitten haben. Auf der Abbildung nicht sichtbar, in der Mitte des Patio, befindet sich ein altes Wasserbecken, von allegorischen Figuren getragen, die hundert-jähriger Epheus mit seinen grünen Armen umschlingen hält. Nichts Schöneres, als wenn man diesen Patio zur Mittagszeit sieht, wo die Sonne hoch steht, scharfbegrenzte, kurze Schatten auf den Boden malt, und dem Marmor, wo sie ihn trifft, einen warmen, lebensvollen Ton verleiht.

Nr. 9 führt uns aus Andalusien, wo wir uns bis jetzt auf-gehalten, nordöstlich hinauf nach Katalonien, in die eine der drei Provinzialhauptstädte, Tarragona, und zwar in den zur Kathedrale daselbst gehörigen großen Klosterang. Er ist, wie auch die Kirche, in der reinsten Gotik aufgeführt und wirkt um so großartiger, als seine hochstrebenden Pfeiler durch eine gewisse Sparsamkeit in der Ornamentik uns besonders schlank und be-deutend erscheinen. Die Bogenfenster, zu denen sie und da die Natur einen frischen Gruß, sei es in einem äppigen Zweige von wildem Wein oder in ein paar Schlingrosen, in das alte Gebäude sendet, sind in schönen, eleganten Linien in die dicken Mauern ge-schnitten. Die Priester aber, die in diesen Klostergängen auf und ab wandeln, gleichen, wenn der Wind sich in ihren weiten, faltigen Talaren verfangt, Niesenvögeln, die vergeblich ihre Schwingen aus-breiten, um sich aus dem vergitterten Raume zu erheben. Nr. 6 zeigt eines der Fenster von außen und in etwas vergrößertem Maßstabe. Das kleine Stück Architektur, das Nr. 10 uns vor-führt, ist wohl der bestkonservirte Theil eines fast in Ruinen zer-fallenen alten Klosters, des von Poblet. Es enthielt früher in einem hölzernen, mit Silber beschlagenen Sarge die sterblichen Ueberreste des Königs Don Jaime I. von Aragon und seiner Gemahlin, welche von dort in die Kathedrale und zwar in die Kapelle des Leibes Christi überführt worden sind.

Nr. 11 gibt ein paar Bogen der Treppe eines eigenthümlich schönen alten Gebäudes von Barcelona, das sich, westlich von der Straße San Fernando, in der Nähe der Casas consistoriales befindet. Es ist eines der besterhaltenen Häuser dieser Stadt aus früherer Zeit und im Geschmacke der Renaissance erbaut, obgleich sein Alter nicht viel über hundertundfünfzig Jahre beträgt.

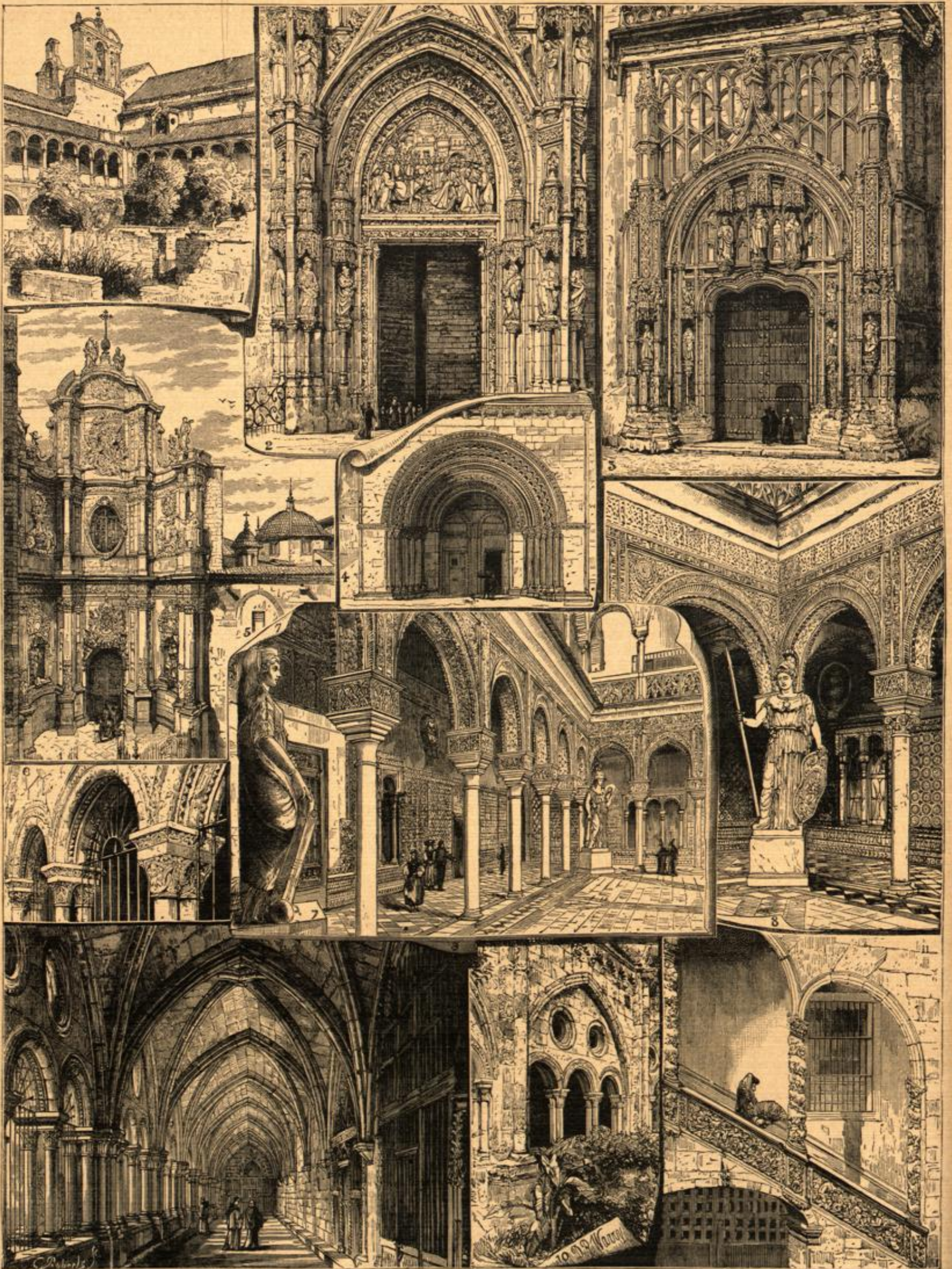
Ein banger Augenblick.

(Bild S. 77.)

Da schwankt das Schiff draußen auf den Bogen, der Wind braust und die Strömung zieht in gewaltiger Macht und Kraft zur Küste. Ein wallender Nebel liegt auf den unruhigen Wellen, sich hebend und senkend, jetzt lichter, jetzt dichter, Alles verhüllend. Das Fahrzeug kann nicht die Strömung zum Hafen gewinnen und kämpft draußen mit dem widrigen Winde, der sich von Minute zu Minute verstärkt. Am Hafeneintritt stehen erwartungsvoll die Schiffer. Der Lootse ist hinausgefahren, aber er kann das Fahr-zeug nicht erreichen. Sein Boot und das Fahrzeug scheinen sich zu necken, denn eines flieht vor dem andern, so scheint es; jetzt treibt das Fahrzeug mit Macht zu dem Felsenriff, über wel-chem tödtlich weiße Schaumflut brandet. Einige Fuß weiter ist gutes, tiefes Fahrwasser. — Ob sie die Klippe vermeiden, ob sie den Auf des Lootsen, sein Hornsignal hören, verstehen? Jetzt schwenkt er eine kleine rothe Fahne und winkt ihnen zu, mit aller Macht zu wenden, nach Westen das Schiff zu drehen — aber geradeaus schießt es, ein Opfer der wilden, Alles in sich hinein ziehenden, verschlingenden Brandung. Ein banger Augenblick — da, ein Ruck des Schiffes, es zittert, wankt, schwankt und steht und steuert dann an der Klippe vorbei. Nun ist es so nahe, daß der Schiffer ihm das Seil zuwerfen kann, in wenigen Minuten ist es geborgen.

Albumers.

Als du einst das Licht der Welt begrüßt,
Weinste du, es freuten sich die Deinen;
Lebe so, daß, wenn dein Aug' sich schließt,
Du dich freust, die Deinen aber weinen.



1. Das alte Kloster San Juan in Cordoba. — 2. Portal der Kathedrale von Sevilla. — 3. Portal der Kathedrale von San Juan in Cordoba. — 4. Oekliches Portal der Kathedrale von Valencia. — 5. Hauptportal der Kathedrale von Valencia. — 6. Kreuzgang im Kloster von Poblet. — 7. „Patio“ (Hof) des Pilatushauses in Sevilla. — 8. Hof im „Patio“. — 9. Kreuzgang der Kathedrale von Tarragona. — 10. Im Klosterhof. — 11. Alte Renaissance-treppe in Barcelona.



Ein danger Augenblick. Gemälde von Julius M. Price. (S. 75.)

Die Asra.

Novelle

von

E. M. Tacano.

(Nachdruck verboten.)

Auf der halben Höhe eines Bergzuges, welcher die deutschen Thalschluchten Tyrols von den wälschen scheidet, steht eine alte Holzhütte aus Brettern. Zur Zeit, als da der Wald abgerodet wurde, hatten Holzhauer dieselbe erbaut und bewohnt. Da die Arbeit fast an zwei Jahre währte, wurde die Hütte so behaglich gemacht, wie es rauhe Leute eben verstehen. Sie enthielt einen kleinen feineren Herd, ein Gelaß zum Schlafen, ein Vorgärtchen, auch von einem Zaune eingefast, um Gemüse darin zu ziehen. Nachdem der Wald in rindenlosen Stämmen langsam abgestoßen war, stand die Hütte leer und morschte ein in Schnee und Stürmen. Dann kamen zeitweilig Hausfrier, Stroche, Zigeunervolk und nahmen von ihr Besitz. Seit einigen Jahren aber war sie wieder in festen Händen; ein Einsiedler bewohnte sie — ein Klausner, wie sie in den einsamen Bergen Tyrols nicht selten sind. Woher er kam, was er gewesen, bevor er sich aus dem Weltlärm in die Ruhe der Berge geflüchtet, wer fragt das einen heiligen Mann? Er trug nicht das Kleid eines besonderen Ordens, aber ein mönchartiges, grobes Gewand, war ein weißhaariger, hagerer Mann mit glühenden, dunklen Augen und sprach das Deutsch des Landes. Er zimmerte sich geschickt aus dem umherliegenden Holze die Ergänzung der Hütte, daß sie wohnlich wurde, machte sich eine Art Kapelle mit Heiligenbildern und einem Vesperhemel zurecht, lüftete ein Glöckchen in einen offenen, aus Stämmen gezimmerten Thurm und lebte da der Einsamkeit. Aber er war kein Müßiggänger; er ging in die Thäler hinab, lehrte bei den Leuten ein und verkaufte ihnen Salben gegen den Frost und gegen Hühneraugen, die er selber aus den Harzen der Hochberge bereitet hatte; auch Rattengift hatte er und hübsche Gebetsbüchlein und Rahmen aus Wurzelwerk und Rosenkränze und schöne gepresste Blumenbildlein. Dabei wußte er von fremden Ländern zu erzählen und gab manchen Rath, und der war immer zum Guten, und das Alles in der Sprache des Landes. So gewann man den alten Mann lieb, fing an, ihn zu verehren, und bald war er ein unantastbarer Heiliger, der da oben rieth, betete und arbeitete und zu dem man in jeder Noth seine Zuflucht nahm.

Vor der Hütte waren dünne Baumstämme zu einer Art Laube verschlungen und durch dieses Gitter rankten sich dicke grüne Weinsprossen mit großen Blättern und Trauben. Durch diese Stäbe hindurch sah man in Sonnennebeln die herrlichen Thaltiefen, von einzelnen Hügelzügen durchzogen, mit Städtchen, Kirchlein, einzelnen Gehöft Häusern, Gärten, Tristen und Flüssen. Und in der malerischsten Tracht der Welt, weil sie die natürlichste und ungeschmückteste der Welt ist, — der tyrolischen — bewegten sich da Leute in Kraft und Behendigkeit, daß es dem Auge eine Freude war. Die Maler nennen die Spanier und die Italiener ein malerisches Volk — das ist wohl wahr, doch nur vom komödienthaften Standpunkte aus. Der klarherzige Menschengeist wird die nur auf die Pose berechnete Kleidung dieser Völker für gemacht erkennen und der schönen, ungekünstelten, männlich kräftigen Kleidung des Tyrolerstammes den Vorzug geben. Und besonders am Weibe ist diese Tracht so kleidsam, züchtig und schön zugleich, wie man wohl keine andere findet. Und die Lust hat dort zu Lande alle Würze des Südens und alle Kraft des Nordens. Und das Sonnenlicht ist dort so keusch mit seinem leichten Schleier, der wie Obstreich über Allem liegt; und doch ist es auch so wärmend und glutvoll wie ein stolzes Menschenherz in seiner Jugend, wenn es sagt: „Ich muß dich lieb haben, ich kann nichts dafür!“ — Und wenn in diesen Zeilen manchmal ein Hauch des Frommenseins durchbricht, der dem großen Publikum fremd dünkt, dann mögen's die Andersgläubigen oder die Skeptiker nicht verdammen; dieser Frommheitshauch gehört eben auch zur Dekoration; er duftet in Tyrol aus den Zermattblüthen, er ist deutlich vernehmbar im Zwitschern der Vögel, er ist ein Zeichen des Ortes wie der Epiphany und das Jauchzen aus voller Kehle.

Der Einsiedler saß unter dem Nebengelände, von dem aus man in die üppigen, klammrissenen Thalschluchten hinabsah, und schrieb in zierlicher Schrift ein Gebetlein auf ein Blatt Papier. Ein junger Mensch war aus dem Thale heraufgekommen, saß auf der Schwelle des Vorgärtchens, und hatte beide Hände vor sich hingestreckt und bebte und eiferte mit jedem Gefühle seiner ganzen Wesenheit vor sich hinaus, in die Sommerluft, auf den Einsiedler hin, dann wieder in die Hände hinein. Er war ein riesig großer Bursche, schlank und kräftig zugleich. Die derben Schenkel zeigten den Kletterer, die braunen Züge den Mann der Arbeit, die blauen Augen eine seltene Treuerzigkeit und Leidenschaftlichkeit zugleich. Sein blondes Haar war dicht und wild, sein Schnurrbart getraidegelb. Den Lobenrock hatte er von sich geworfen und saß in Hemdbärmeln da. Auf seinem Hute erzählten dicke Schildbarnsebern von durchwachten Jagdnächten. „Und warum sollte ich die Asra dem Menschen lassen?“ eiferte er. „So lange ich noch meine Häute brauchen kann, will ich ihm's verleißen, den Weg zu ihr zu nehmen... Der italienische Schleicher!

Weil sein Vater eine Seidenzüchtung hat? Ich hab' auch mein Erbe, meinen Hof, mein Auskommen. Und ich dulde es nimmer und nimmer! Gestern habe ich's angefangen mit ihm. Ich habe einen Streit hervorgerufen und wir haben miteinander gerungen, Vater Anselm. Ich habe seinen Leib so eng in diesen Armen gehabt, daß ich jedes Pochen seines Herzens gefühlt habe, und meine Beine habe ich um die seinigen geschraubt, daß er sich nicht mehr wehren konnte, und wir haben gerungen bis auf's Erdrücken, und er blieb liegen und ich sprang in die Höh'. Und zugehaucht haben mir Alle und: „Du bist doch ein rechter Kerl gegen den Wälschen!“ haben sie geschrien und zwei Arme haben sich mir plötzlich unter den Beinen durchgeschoben und ich wurde in die Höhe gehoben, ich wußt' nicht wie, und bis zum Schiefstand ist's 'gangen... Da hab' ich tüchtig schwarzen Wein gezahlt und die Dirndeln haben gesagt, ich sei der echte Jörgel mit der echten Schneid'...“

Blutroth waren die braunen Wangen des jungen Reden vor Freude über den Sieg über seinen Nebenbuhler, die hellen Augen glänzten und der Schweiß perlte unter dem wirbelnden Haare in der Erregtheit der Erzählung.

Der Vater Anselm wandte ihm das hagere, gebräunte Gesicht mit dem silberweißen Barte zu und fragte in seiner ruhigen, unberührten Weise: „Nun, und Asra?“

Ein Schatten flog über das ehrliche Antlitz des derben Burschen und der Ausdruck desselben verwandelte sich plötzlich in Zorn oder Leid. „Sie!“ sagte er heiser. „Sie! Das ist's ja eben! Sie hat ihn getödtet. Wie er sich aufgemacht hat aus dem Staub und hat mir nachgerufen, das nächste Mal sei an ihm die Tour und sonst noch geschimpft hat in seiner wälschen Weisheit, da ist sie frei zu ihm gegangen und mit ihrem eigenen weißen Tüchel hat sie ihm das Blut von der Wange gewischt und hat seine dumme Hand in die ihrige genommen und auf den Riß geschaut, den er sich an einem Stein geholt, und hat ihn darüber gestreichelt, die Asra! So daß dem wälschen Kerl das ganze Gesicht auseinanderfloß wie Butter in der Sonne und er mit seinen weißen Zähnen sie anblitzte, als wolle er ihr — wahrhaftig, als wolle er ihr in die langen, schönen Zöpfe beißen, so nah' war er dran! Und sie hat's geduldet, sie hat mit ihm geredet und hat ihn ausgefragt, ob er sich nicht weh' gethan habe, und das hab' ich sehen müssen — ich, während mich die Burschen herumkloppten und Hoch riefen!... Hörst Du, Anselm, das ertrag' ich nicht! Das ertrag' ich nicht! Ich sehe, sie hat ihn gewählt, sie wird ihn nehmen! Ihn! Das kann ich aber nicht zulassen — was soll das heißen, daß ich und der Baptiste Simonin jetzt schon so lange um die Asra kriegen und raufen! Daß er mir aufgelauret hat am Gamssteig und mir dort einen Stoß gegeben hat gegen die Tische hinab, wo mich nur das Gerast gerettet, und daß ich ihm neulich den Steinwurf an den Kopf geworfen, daß er geblutet hat — so lange wir einander nicht an's Leben gehen, haben wir nicht Ruh', nicht er, nicht ich! Und ich weiß nicht, was jetzt geschieht, Vater Anselm. Sprecht mich los, sprecht mich los, wenn ich ihm was zu Leide thue, daß er mir aus dem Weg muß, denn ich ertrag' es nicht, sag' ich Euch, daß sie ihn wählt; und heute hat sie's gethan. Sie hat gezeigt vor allen Leuten, daß sie ihn lieber hat als mich, daß sie ihn wählt! Und gerade wo ich ihn besiegt, wo ich ihn zu Boden geworfen hatte, wo Alle mich gepriesen haben, wo ich mir sagen muß: „Vor ihren Augen hab' ich ihn jetzt niedergeworfen, endlich, jetzt wird sie mein!“ da nimmt sie ihn an der Hand und streichelt ihn, und Alle haben gesagt: „Also den Baptiste nimmt die Asra...“

Hört Ihr, Anselm, das ertrag' ich nicht und er muß sterben, er muß mir aus dem Wege, so oder so, und sollte ich ihn zertreten wie eine Schlange!... O, ich weiß schon, ich weiß schon, was Ihr mir sagen wollt, — daß das ein Mord ist und daß der Galgen darauf steht oder wenigstens das Zuchthaus und daß ich dann die Asra noch weniger kriege und daß ich über meine Familie Schande gebracht habe und daß ich dadurch verwerle mein zeitliches Heil und das jenzeitige auch... Aber das sagt Alles nur der Verstand, und ich hab' den meinigen nicht mehr. Ihr könnt' freilich leicht reden — was wißt denn Ihr von der Lieb', wie es Einem da drinnen tocht und siedet, als ob das Herz Einem zerpringen müßt, daß man nicht weiß, was man thun oder lassen soll! Was wißt Ihr davon, wenn man sich denkt: sie hat den Andern lieber, sie nimmt ihn, sie hat ihm Ja gesagt, sie wird seine Frau! — O, das macht mich närrisch, das... das...“

Es überkam den starken Burschen wie ein Krampf, er brach jetzt gleichsam in sich zusammen, das Haupt fiel auf seine verschlungenen Arme herab, es schüttelte und durchwogte ihn wild und er brach in ein lautes, bitterliches, unaufhaltsames Schluchzen aus.

Der alte Anselm hatte seine Schreiberei aufgegeben und sich erhoben. Er trat neben den auf den Rasen gestreckten Burschen, so daß er ganz unter den Nebengewinden stand. Aber er blieb stumm und ließ ihn weinen. Sein Auge ruhte wohl auf dem Verzweifenden, dann aber schweifte es hinaus über das Thal und blieb ruhen auf dem unermesslichen Ozean des Himmels. In rosigen Fluten segelten da leichte Lämmervölkchen und ein Friede und ein Reichthum strahlte da, daß man darin versinken mochte, wie in einem kühlen Wasser an einem heißen Sommertage. Lange blickte der alte Einsiedler hinan in die Pracht und den Frieden und unterbrach nicht das trampfaste Schluchzen des Verzweifenden neben ihm. Er wußte, der glanzvolle Himmel da droben wäre nicht so klar und friedvoll ge-

worden, wenn es nicht am gestrigen Tage gestürmt und geregnet hätte. So ließ er es stürmen in dem starken und dennoch so hilflosen jungen Menschenherzen, damit es fähig werde, wieder lichtvoll zu werden. Zuletzt sagte er: „Du sagst, daß ich die Liebe nicht kenne? Leopold Weninger, man geht nicht in die Einsamkeit und hält es nicht aus so allein, fern den Menschen, wenn man für sie nicht gefühlt hat im tiefsten Herzen. Weiß ich denn nicht, wie Dir jetzt zu Muth ist, Leopold? Du bist wie allein auf der Welt, weil Du die Asra verloren hast; Deine Leute, Deine Familie sind Dir fremd geworden, und Du könntest die Hütte, die Dich beherbergt hat, in Trümmer stürzen sehen, ohne daß Du Dich grämst. Es würde Dir sogar besser zu Muth.“

Leopold Weninger schaute auf mit thränenüberströmtem Antlitz. „Woher wißt Ihr das?“ sprach er leise, noch immer schluchzend.

„Und die Asra, die Du doch so lieb hast, die hastest Du jetzt, weil sie Dir den Andern vorzieht, weil sie einem Andern gehört. Du möchtest ihr Böses thun, so viel in Deiner Macht steht...“

„Woher wißt Ihr das?“

„Und bei dem Gedanken, daß der Andere sie in seine Arme wird nehmen dürfen und sagen: „Du bist jetzt mein Weib“, und sie in eine Hütte führen wird — bei diesem Gedanken dreht sich Alles um Dich, Du siehst roth vor den Augen, Du mußt...“

Der Bursche richtete sich empor, schloß die Augen, trampfte sich die Hände in sein dichtes blondes Haar und stieß einen Schrei aus, so gellend, so michtönend, wie das Raubthier ihn ausstößt, das von der Kugel des Jägers getroffen wird.

„Und mußt aufschreien vor Zorn, Weh, Schmerz, Flehen und Angst und Furcht, damit Dir die Brust nicht zerpringe!“ fuhr der alte Anselm fort. „Ja, das kenne ich. Du siehst, daß Du nicht der Einzige bist, der so viel Liebe und so viel Leid erduldet hat — und daß Du ebenso wie viele, viele Andere diese Liebe und dieses Leid verwinden und — überleben wirst. — Woher ich das Alles weiß, fragtest Du. Glaubst Du denn, ich sei geboren worden als Klausner? Und weil ich den Himmel für besser erkannt habe als alle Täuschungen der Welt, die immer mit Irren und Sündern und Unrecht verbunden sind, so ist damit noch nicht gesagt, daß ich von all' dem Hoffen, Streben und Leid der Menschenkinder frei gewesen bin. Auch ich habe geweint, gelitten und — gesündigt. Dich aber möchte ich bewahren, wenigstens vor der Sünde, denn die schmerzt bitterer als alles Unrecht, das Einem angethan wird, als aller Verlust, als alles Weiden; sie schmerzt bitterer und — länger als alles Unglück, denn sie verbittert uns das ganze Leben. Weil ich aber so viel durchgemacht und erfahren, so weiß ich Dir auch die einzige Rettung zu sagen, die es in einem solchen Weh gibt...“

„Ich soll wohl auch auf einen Berg ziehen und Einsiedler werden?“ lachte Leopold wild auf.

„Das nicht. Aber ein Christ sollst Du werden. Das ist nicht so schwer und wird Dich retten vor der Sünde und für ein braves, arbeitsvolles Leben.“

„Unfinn! Ein Christ! Als ob ich keiner wäre!“

„Der richtige bist Du nicht, Fels! Um ein richtiger Christ zu sein, muß man — ein Kind sein.“

Der Leopold lachte.

Anselm aber fuhr fort: „In der Bibel steht: Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht eingehen in das Himmelreich.“ Und so liegt darin unsere ganze Pflicht, unsere ganze Aufgabe. Es ist nicht viel, wie Du siehst, und es trägt uns Alles ein — das Himmelreich! Das heißt den Frieden, das gute Gewissen, das Glück. In solchem Leid wie das Deinige, in solcher Verzweiflung und in dieser Verwirrung gibt es nur einen Trost, nur eine Rettung: das Vertrauen auf den Himmel und die Demuth.“

Leopold erhob sich jetzt auf seine Hände und starrte auf den Greis. Sein hübsches, ehrliches Gesicht war gar nicht hübsch in diesem Augenblicke — wie Hohn lag es über demselben.

„Geht mit solchem Unfinn!“ rief er heftig, drohend. „Wollt Ihr mich zum Besten haben? Als wenn es möglich wäre, zu werden, wie es die Geistlichen wollen! Ich wißt es recht gut, daß es nicht möglich ist. Wozu also das Haseln! Um solche Christen zu werden, wie die Priester es wollen, müßten wir Engel werden, und das ist ein Unfinn, weil es unmöglich ist. Wir sollen allen Lebensfreuden entsagen, keine Dirne anschauen, welche wir nicht heirathen können, nicht essen, wenn wir Hunger haben, uns Buße auferlegen, wenn wir gern aufjauchzen möchten; Alles thun, was unserem Willen zuwider ist, unnatürlich sollen wir sein bis in die Seele hinein — dann ist man ein vollkommener Mensch, sagen sie. Und das ist doch nicht wahr, das weiß, das fühle ich. Dem Himmel kann es nicht gefallen, wenn ich das bin, als was er mich geschaffen hat. Ein Mensch, der seiner Natur folgt! Das sagt mir mein Herz, das sagt mir mein Blut. Ein Christ sein — warum nicht? wenn Ihr nicht verlangen thätet, daß man dafür ein Engel sein müßt! Laßt mich aus mit diesen Geschichten!“

„Nein, kein Engel sollst Du sein, Fels! — das ist unmöglich. Unser Aller Vater im Himmel verlangt von Menschen durchaus nicht, daß er ein Engel werden sollte schon bei lebendigem Leibe. Seine ganze Lehre begreift das Geheiß: „Wahrlich, wenn ihr nicht werdet wie die

Kind, könnt ihr nicht eingehen in das Himmelreich! — Werden wie ein Kind! Darin liegt die ganze Pflicht des Christen: abwerfen alle Bosheit, die uns das feindliche Leben gegeben, alle Laster, die uns böse Gesellschaft oder das Gähnen der eigenen zwanzig Jahre gelebt, ablegen allen Reiz, den uns unerfülltes Streben erzeugt haben mag. Werde wie ein Kind, das heißt sei nicht boshaft, lüge nicht, vergiß die Beleidigung, sei fröhlich und habe alle Menschen lieb! — Ist das so schwer? Und es enthält die ganze Seligkeit in sich, nicht nur den Himmel, sondern auch ein gutes, ehrenhaftes Leben! Geh', Poldi, nimm Dir den Trost und die Hilfe, die sich Dir bieten, werde ein Christ, das heißt ein Kind, und der Himmel wird Dich nicht verlassen."

"Vater... das... was soll ich denn..." sagte der harte Bursche mit finsternem, trotzigem Blicke, als wolle er sich festklammern an sein Elend.

"Schau", was nützt Dir Deine Wildheit, all' die Rache, all' der Trotz, den Du in Dir sammelst, da Du Dich unglücklich fühlst? Du willst dem Baptisi irgendwo auflauern — was wirst Du da gewinnen? Du kannst zum Mörder werden — bringst Dich an den Galgen und Deine Eltern in die Schande. Glaubst Du, daß sie Dich dann auf einmal gern haben wird, die Alra? — Du wirst wohl auch hingehen und sagen: „Der Vater vom Baptisi war Einer, der sein Geld nicht mit Rechten gewann, sondern auf nächtlichen Schmuggelwegen.“ Aber da doch die Alra den Baptisi liebt und nicht Dich, glaubst Du, daß ihr deshalb kein jeder schwarzer Schnurrbart, sein dichtes schwarzes Lockenhaar, sein flammendes Auge weniger gefallen wird? Nein, sie wird nur denken: „Der Leopold Weninger ist ein neidischer, boshafter Bursche, der mir meinen Mann lästert und dadurch mich — und sie wird Dich hassen! — Thust Du ihr ein Gutes, wenn Du ihr den Liebsten nimmst? Nein! Und was hat sie Dir denn gethan, daß Du ihr Böses thun willst? Daß sie schön ist und lieb und gut und brav, deshalb willst Du ihr alles Schlimme anthun in Dem, den sie gern hat?"

"Aber —"
"Werde ein Kind, Leopold! Geh' — magst? Schau", bedenk' nur: der Baptisi ist ein junger Mensch, gerade so wie Du; sein Herz ist so frisch wie das Deinige, warum soll er nicht lieben? Sein Arm so stark wie der Deinige, warum soll er ihn nicht ausstrecken nach der Geliebten? Er ist ja auch ein junges Menschenkind wie Du, er ersieht halt auch ein bißchen Freude, er möchte halt auch ein bißchen glücklich sein. Wo ist da etwas Schlechtes dabei? Wo durch verdient er, daß Du ihn niederträchtigst, ihn verfolgst, ihm Schaden willst? Ist das nicht ein Unfuss von Dir und rohe Bosheit auch, Leopold? Etwa, weil er dasselbe liebe Mädchen lieb hat wie Du? Was kann er dafür? Oder weil er sie jetzt zum Weibe bekommt? Was kann sie dafür, daß sie ihn lieber haben muß als Dich?... Weine und stöhne, aber thut nichts gegen die Weiden. Erdrück' den Kern und die Bosheit und den Reiz in Deinem Herzen, laß nur das Leid darinnen, das kein Mensch sich selber vernichten kann; und paß auf, Leopold, das Leid ganz allein bleibt nicht lange in einem! Also, Poldi, werd' ein Christ, das heißt, ein Kind... Willst Du?"

Der Einsiedler kniete neben dem Liegenden nieder und nahm sein blondes, starkes Haupt an seine Brust. Und der kraftvolle Bursche rante seine Arme um den alten, schwachen Mann, als sei der ein Halt, eine Stütze im Sturmesbrausen; und nicht nur mit dem Kopfe und sagte jammernd: „Hast Recht, Vater Anselm, hast Recht. Ich bin ein recht garstiger Mensch! Die arme Alra!... Der arme Baptisi!... Aber ich kann mir nicht helfen — mir bricht's Herz!..." (Schluß folgt.)

Skizzen aus Nordtropol.

(Bild S. 80.)

Dem romantischen Gemüthe, welches zum ersten Male in die Alpenwelt schreitet, voll idealer Anschauungen über die Reize der schmelzenden weiblichen Naturkinder und ihrer malerischen Tracht, kann kaum etwas überraschender sein, als das plötzliche Begegnen von Mähdarinnen auf Alpenweiden. Ueberrascht steht der Reisende vor einer seltsamen Erscheinung, halb Mann, halb Weib, und er kann von Glück sagen, wenn über den beiden Plumpfüßen, den weiten, fahigen Beinleidern, welche unten an den Fußknöcheln enge gebunden sind, aber oben bis fast unter die Achsel reichen, ein frisches Gesicht mit lebhaften Augen statt eines runzeligen mit grämlichen Zügen ihn anblickt. Ein enger oder weiter gebundenes Kopftuch, auch ein verwitterter Filz- oder Strohhut vollenden die seltsame Erscheinung. So ausgerüstet widerstehen die weiblichen Arbeiterinnen, Frauen und Dirnen, den vom reichlichen Regen oder Thau nassen Wäldern und Halmen, wie auch den Wirkungen der Sonne. Das romantische Gemüth lernt sofort die Tage und Stunden der Arbeit von jenen der Rast zu unterscheiden, es werden sich ihm die Gegenstände von Hausarbeit und Thätigkeit im Freien aufdrängen, und wenn der Fremde am Sonntag einer der weiblichen Gestalten, die er so gesehen, auf dem Kirchwege begegnet, er kennt sie sichtlich nicht; ebensowenig wenn sie an Seite des erkorenen Burschen, oder der Mutter, Verwandten und Bekannten im Sommereller sitzt und sich im kühlen Schatten Wein oder Bier munden läßt. Wenn an demselben Tage ehrwürdige Herren sich befinden, das heißt solche, denen von Rechts- und Amtswegen der Titel „Ehrwürden“ oder „Hochwürden“ gebührt, so stört das keineswegs die gute Laune. Die Herren Welt- und Klostergeistlichen sind selbstgesprächig, ein anständiger Eherz ist ganz zulässig, und wohin sollte es bei der großen Anzahl von Mönchen und Priestern, die fest angekleidet

sind oder umherreisen, kommen, wenn sich Volk und Geistlichkeit absondern wollten? Nein, Alles hat seine Zeit und so auch Stärkung von Leib und andererseits Seele. Dieselbe Gesellschaft, dieselbe Frau oder Dirne, welche gestern mit dem „Herrn Kurat“ oder Pfarrer oder Vater Kapuziner frohgemeut im Weltlichen beisammen war, wird ihn heute ehrfürchtig begrüßen, wird ihm demüthig-fromm die Hand küssen, sobald er im geistlichen Ornate ist und eine heilige oder überhaupt kirchliche Berrichtung hat. Man hat sich vielleicht sogar beim Weltvergüngen für den frommen Kirchgang oder die Wallfahrt verlobt, man hat irgend eines Kirchleins, auch der Einsiedelei oder Kapelle auf einem der Berge der Gegend im Gespräch gedacht — es gibt ja auch kranke, beschaffte, vom Alter oder der Gicht lahme Verwandte, Bekannte; und an gewissen Fest- und Namenstagen ist ein zahlreiches Zusammenkommen beim besondern Gottesdienste, welcher außerordentlich heilsam für den gebrüchlichen Leib und die fehlerhafte Seele ist. Der Städter, welcher immer umrungen von Menschen und so möglichst geschützt vor Unfällen und Vergewaltigung ist, der weiß nicht, was es heißt, in Feld, Wald, Wiese und auf der Alm in stundenweiten Entfernungen mutterfeinlein zu sein. Da lernt man Gott kennen und lieben, wenn man sich stets und bei allen Vorkommnissen sagen muß, daß mit eigener Kraft nichts gethan ist, daß man verloren wäre, wenn man nur seine Sinne und Glieder hätte und nicht ein überall gegenwärtiger, allwaltender Gott helfen würde! Was wollte der Sinn, die einsame Almerin oder Sennerin thun, wenn plötzlich nach Sonnenschein und hellem Himmel sich aus einem Wölfein in wenigen Minuten ein düsterer Wolkenmantel über den Himmel ausbreitet, die Blitze zucken, das Wetterleuchten blendend hinflattert, der Sturm heult, die Bäume im Walde krachen, selbst das Brennholz sich raschelnd, ächzend hin und her bewegt und das schauerliche Brüllen des Donners in den Schluchten wiederhallt. Da kommt das Alpenvieh verwirrt, ängstlich, wild angestürmt und versucht unter Dach zu kommen. Die Gestalt, welche von dem Thiere noch vor Stunden so gutmüthig aus den großen, feuchten Augen angesehen wurde, kann überannt, niedergebissen, zertritten werden. Der Vieh kann die Hütte, Thier und Mensch treffen. Da ist der Glaube an die Segnung des Kreuzes, an den barmherzigen Helfer im Himmel gut, und doppelt innig läßt man auf der Alm zum wieder heitern Himmel hinauf, oder betet eine Dankagung, oder gibt auch der Kirche lüchlich ein Opfer. Bringt die ja auch der Holznecht und schmückt ja auch er sich sonntäglich, wenn er während der ganzen Woche, fern von dem Weltgewühle, mit nur Wenigen einsam zwischen Felsen und Stämmen hart gearbeitet. Er mußte zu den Schrotten, auf denen die Bäume stehen, mit Steigeisen emporklettern, sich an Striden halten; der stürzende Baum, das rasende Wasser, zu denen er Blöße zu ziehen hat, die Lasten an und für sich bedrohen stetig seine Glieder und sein Leben, das er mit länglichster Kost aus Schwarzmehl und Fett fristet. Und er denkt dabei die Gebote Gottes zu halten, sonst könnte ja dieser Rächer und Strafer ihn bei jeder nächsten Gelegenheit in wenigen Minuten vergeltend treffen. Und doch hat sich der fremde Professor sehr gefürchtet, welcher in den Ferien einmal vom Thale heraus gekommen, um eine Pflanze oder Blume, die er aus dem Herbarium kennt, an Ort und Stelle selbst zu suchen, und nun die wild aussehenden Holznechte zum ersten Male traf. Mit riesigen Äxten, am Kesselfeuer, traf er die dörigen, befremdenden Gestalten und sah sich schon als eine todte Menschenpflanze zwischen den harten Felsbedeln des Felsengesteins. Aber die Leute haben ihn wahrhaftig an, wie ein seltsames Gewächs, und sagten ihm „Grüß' Gott“ oder „buon giorno“, denn auch viele Italiener arbeiten in diesen Gebirgen, und sie denken an keine andere That der Gewalt, als an jene der Natur, welcher es, wie sie meinen, große Macht kosten muß, ein solches Gerippe noch wanderfähig zusammen zu halten und vorwärts zu bringen. Eher könnten den Reisenden noch die „Dörcher“ gefährlich werden; das sind jene kleinen Rarawanen, deren Bundeszeichen und Bundeslade, ein elender Karren, mit einer Leinwand überspannt ist, welcher ihre Habseligkeiten, auch Kochgeschirre und Geräthe enthält. Vater, Mutter und Kinder jeglichen Alters, auch Familienangehörige ziehen so zusammen, lagern im Walde und betteln in Ortschaften, einzelnen Häusern und bei einzelnen Wanderern. Sie führen eine Art Zigeunerleben, oder sind reisende Feldarbeiter, Händler mit Geheiß, Glas, Kruglein und Kräutern, je nachdem. Aber auch von diesen weiß man selten Gewaltthätiges und die Gendarmen halten genaue Kontrolle über ihre nicht ganz zu verhindernden Wanderzüge. Es ist noch immer ein abwechslungsreiches Leben auf den allerdings nicht zu sehr besuchten Landstraßen und auf den Alpensteigen, man muß nur nicht Alles beisammen haben wollen, und selbst das verhärtetste, pietätloseste Gemüth kommt gehesert, gehoben, sittlich geklärt und in einem gewissen Sinne sozial veredelt von den Wanderungen in den Hochlanden oder Alpen heim.

Begräbniß eines Indianerhaupteing.

(Bild S. 81.)

„Falkenauge“, der große Haupteing eines kriegerischen Oronenstammes, ist seinen Wunden erlegen. Mitten hinein in sein großes, tapferes Herz traf ihn der vergiftete Pfeil des heimtückischen Feindes, der nur aus dem Hinterhalte auf ihn zu zielen wagte, und streckte ihn zu Boden. Vergebens waren alle Beschwörungen der Zauberer, alle Kunst des Medizinmannes, und nun tragen die Seinen den großen Todten nach dem Begräbnißplatz in die Stille des Urwaldes. Es ist ein langer, phantastischer Zug, der sich durch die im Abendroth purpurn glühende Prärie langsam dahin bewegt. Falkenauge's Leichnam ist ausgebahrt auf dem Rücken seines Pferdes; dasselbe treue Kof, das den Herrn pfeilgeschwund auf dem Kriegspfade durch die Wildnis trug, trägt ihn jetzt auch zur letzten Ruhestätte, langsam dahinschreitend, den stolzen Kopf mit den klugen Augen tief gebeugt, als wüßte es, welchen letzten Ehrendienst es heute seinem Herrn leistet. Der Leiche voran schreiten die Musikmacher; nach einer alten, bei jeder indianischen Leichenfeier üblichen Sitte preisen sie in monotonen Orabgesängen die großen Eigenschaften Falkenauge's als Krieger und Jäger, sein tapferes, edliches Herz, seine sichere Hand, seinen starken Arm. Und sie singen auch von einem Wiedersehen, denn diese wilden Krieger glauben an ein Fortleben nach dem Tode; sie wissen, daß der „große Geist“ Falkenauge abgerufen und daß er Eingang gefunden „in die ewigen Jagdgründe ihrer Väter“.

Am Deiche.

Eine Geschichte aus den Marschen

von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

(Fortsetzung.)

Endlich streifte das tanzende Boot an den ersten Besenbündeln entlang. Albrecht ließ die Riemen einen Augenblick ruhen.

„So!“ sagte er mit befriedigtem Lächeln. „Für dieses Mal wären wir den tückischen Gottheiten der Tiefe entwischt. Das Schlimmste ist glücklich überstanden. Sie haben nun nichts mehr zu fürchten, Fräulein Magda.“

Sie verstand ihn nicht, denn sie sah noch weit hinaus ringum Wasserfläche. Der grüne Graswuchs des erhöhten Weges, an dem sie jetzt entlang fuhren, war wohl noch mehr als hundert Schritte entfernt. Albrecht zog jetzt die Riemen ein, da dieselben im engeren Fahrwasser des breiten und tiefen Grabens nicht mehr verwendbar waren. Er nahm den langen Springstod aus dem Boote und prüfte damit die Tiefe des Wassers zur Seite. Sie betrug noch halbe Mannshöhe. Dann begann er mit fest angestemmteter Schulter das Schiffchen mittelst der Stange vorwärts zu schieben. Das dauerte indessen nur eine kleine Weile; darauf erschien der weitere Fortschritt des Fahrzeuges gehemmt; endlich saßen sie im Schlamm fest. Nochmals maß Albrecht die Tiefe, dann ergriff er ein Tau, das vorn am Bug befestigt war, schlang das andere Ende um seinen Arm und kletterte behutsam über Bord in's Wasser, das ihm immer noch bis an die Hüften reichte. Nun begann er das Boot möglichst an sich heran zu ziehen, und als ferneres Bemühen ohne Ergebnis blieb, küstete er höflich den Hut, unter dem der Schweiß reichlich hervorperlte, sah in Magda's erstauntes, rathloses Gesicht, und sagte mit gutgelaunter leichter Verbeugung:

„Mein Fräulein, ich bitte Sie, auszustiegen.“

„In's Wasser?“ fragte sie rathlos.

„Sie werden den übrigen Theil des Weges, dort bis zum Deiche, zu Fuße zurücklegen müssen“, erklärte er lächelnd, „wenn auch nicht gerade trockenen Fußes.“

„Zu Fuße?“ fragte sie, ungläubig. „Das ist unmöglich! Lieber bleibe ich hier ruhig im Boote und lasse mich von der Flut an den Deich treiben.“

„Das wäre allerdings recht romantisch“, meinte Albrecht nicht ohne leise Ironie. „Aber ich kann jetzt nicht wieder in's Boot zurück; der Sclid hält mich hier fest gefesselt. Da müßten Sie denn Ihre erste Seereise selbstständig zu Ende bringen.“

Magda fühlte den wohlmeinenden Spott. Sie schwieg und ließ ihre Blicke noch immer rathlos umherschweifen.

„Lange würde übrigens“, fuhr Albrecht fort, „Ihre Fahrt jedenfalls nicht dauern, denn es zieht ein Unwetter herauf, man sieht es an den Wettergallen, den plötzlich wechselnden Deffnungen im fliegenden Wolkenschleier. In einer Stunde steht das Wasser am Deiche. Ihr Boot würde dann allerdings flott, aber auch willenlos dem Spiele der Wellen preisgegeben werden, die heute etwas unsanfter Laune sind.“

„Was soll ich thun?“ rief sie ängstlich und verwirrt.

„O, helfen Sie mir!“

Albrecht weidete sich im Stillen an der harten Bedrängniß des stolzen, unabhängigen Mädchens. Aber die schöne Magda erschien ihm jetzt in ihrer Demuth und Niedrigkeit unendlich lebenswürdiger und reizvoller denn je zuvor in ihrer unnahbaren Höhe. Er gönnte sich diesen kurzen Augenblick der Genugthuung für die lange Reihe früherer Kränkungen. Dann sagte er:

„Es gibt nur zwei Transportmittel für Sie. Entweder auf eigenen Füßen oder auf den meinigen.“

„Unmöglich!“ rief Magda.

„Ich trage Sie sicher auf meinen Armen bis zum trockenen Heller.“

„Unmöglich!“ erlang es wiederum.

„Aber wählen Sie nicht zu lange“, drängte er, „denn die Flut steigt und wartet nicht auf Ihre zögernden Entschlüsse.“

„Unmöglich!“ ertönte es zum dritten Mal aus dem stolzen Munde des abgewandten Gesichtes.

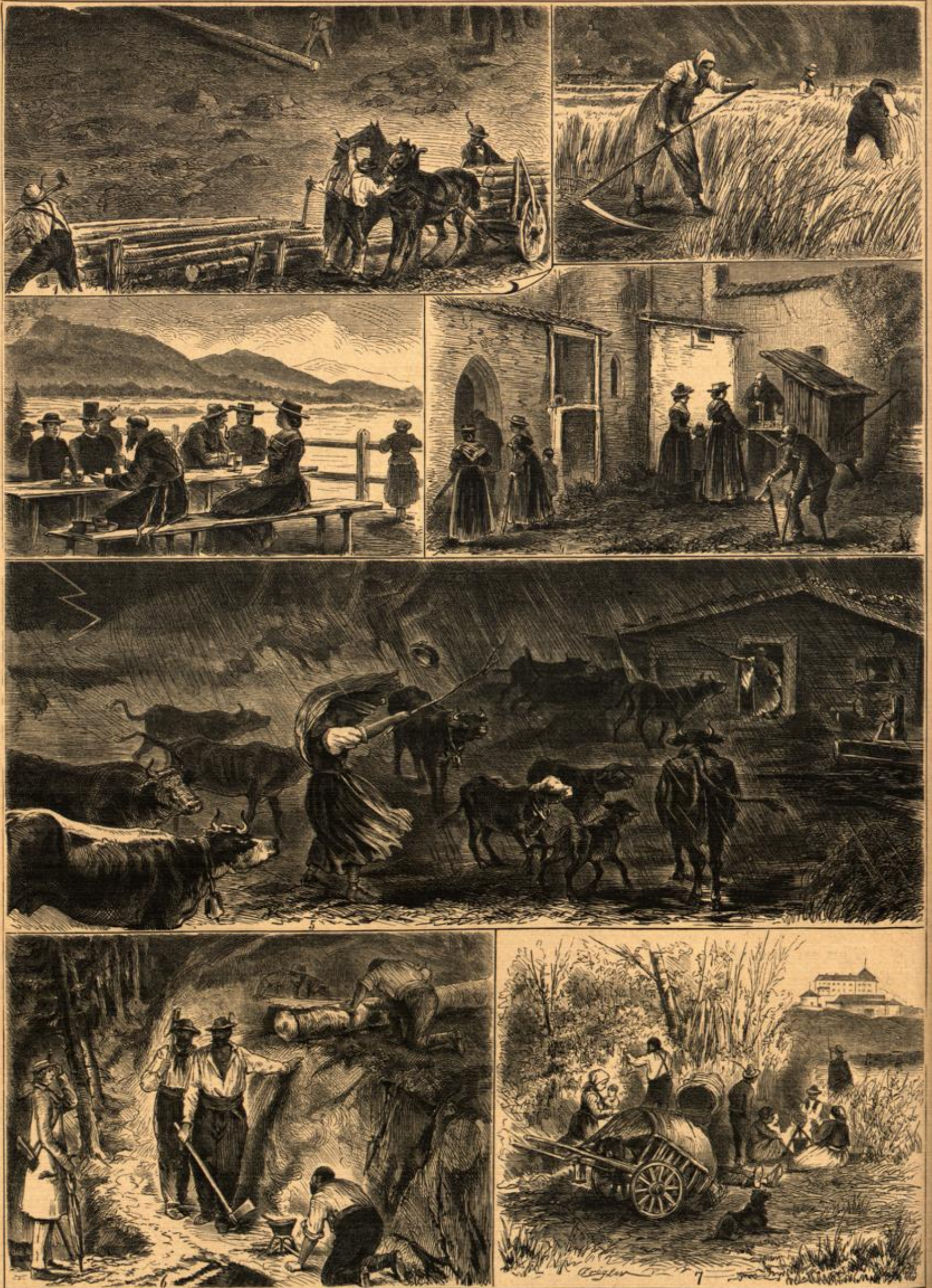
„Und dennoch wird's Ereigniß“, erklärte Albrecht in heiterem, sogar etwas übermüthigem Tone, der jede weitere Weigerung abschneidete. Bei den letzten Worten holte er das Tau nochmals mit einem kräftigen Ruck heran und zog dadurch unversehens den Bug des Bootes, in welchem Magda während der letzten Verhandlung gestanden hatte, an sich.

„Bitte, steigen Sie einen Augenblick hier auf diese Bank, Fräulein Magda.“

Der Vorschlag klang so entschieden, daß sie unwillkürlich gehorchte.

„So, nun seien Sie ein artiges Kind!“ Mit diesen Worten beugte er sich vor, umschlang ihre Kniee mit dem rechten Arm und hob sie mit kräftigem Schwunge empor, so daß sie sich, um sich aufrecht zu erhalten, nothgedrungen fest an seine Schulter lehnen mußte.

Magda war so vollständig überrumpelt durch diese Veränderung ihrer Lage, daß sie nur einen kurzen Ruf des



1. Holzfällen am Hintertalfer. — 2. Schnitterinnen. — 3. Im Auracher Keller in Rufftein. — 4. Einlederei am Thierberge. — 5. Gewittersturm auf der Wäldentafelhofalpe. — 6. Unheimliche Begegnung. — 7. Rohende „Dörcher“.

Skizzen aus Nordtyrol. Originalzeichnung von W. Grögler. (S. 79.)



Ein Bräutigamszug bei den Indianern. Zeichnung von P. Fremont. (S. 79.)

Schreckens ausstieß, dann aber im Gefühle ihrer völligen Machtlosigkeit unwillkürlich mit beiden Armen Albrecht's Hals und Kopf umschlang.

„So ist es recht. Jetzt festhalten!“ lobte er sie. Dann wandte er sich zum Gehen. Die ersten Bewegungen im tiefen Wasser waren mühsam und etwas schwankend. Aber der lange Pulstoch in der Linken des hochgewachsenen Mannes that sicheren Dienst. Nach wenig Schritten fühlte er die feste Grasnarbe des breiten Weges unter sich und warf die Springtange fort. Jetzt ging er sicher vorwärts. Die zu durchwatende Stätte war nicht kurz und die nachdringende Flutwelle hielt das Wasser trotz des ansteigenden Bodens noch einige Zeitlang in gleicher Höhe. Aber das Gefühl, seinen Schützling jetzt geborgen zu wissen, und der aufquellende innere Jubel über den Sieg, den er gegen die stolze, wehrhafte junge Dame im Augenblicke ernstlicher Gefährdungen hatte, belebte seine Willenskraft. Magda verhielt sich tief schweigend. Anfangs hing sie willenlos auf seinem Arme. Als er sie darauf bat, sich kräftiger auf seine Schultern zu stützen, um ihm die Last der Arme zu erleichtern, folgte sie gehorham seiner Anordnung. Dann wurde kein Wort mehr gewechselt. Allmählig gelangte Albrecht in flacheres Wasser und endlich, ehe ihm noch Athem und Muskeln völlig versagt hatten, setzte er seine Bürde auf dem trockenen Feller sanft zur Erde nieder.

Es war hohe Zeit gewesen! Sobald Albrecht's zuletzt kaum mehr erträgliche Anspannung nachließ, wich seine letzte Kraft; er sank leuchtend, widerstandlos mit geschlossenen Augen zu Boden. Jedoch nur wenige Augenblicke bedurfte er, um wieder Herr seiner Glieder zu werden. Er richtete sich auf und blickte auf Magda: Sie lag an der Stelle, wo sie die Erde berührt hatte, in die Kniee gesunken, ihr Antlitz mit beiden Händen verhüllt. Ihre zusammengebrochene Gestalt durchflog ein krampfhaftes Zittern wie von unterdrücktem Schluchzen. — Albrecht trat heran und fragte besorgt:

„Wie ist Ihnen, Fräulein Magda?“

Sie schien ihn nicht zu hören und veränderte ihre Stellung nicht.

„Können Sie gehen? — Die nahe, ungewohnte Gefahr war wohl etwas überwältigend? — Nun, Sie brauchen sich wahrhaftig nicht zu schämen. Wenige junge und auch ältere Damen in Ihrer Lage wären so vernünftig gewesen. — Ja, der ansteigenden Flut entläßt man nicht so rasch wie einem brennenden Hause. Sie ist ein hartnäckiger Versorger. Aber wir müssen gehen. Ihre Kleidung ist arg durchnäßt und übel zugerichtet. Ich spüre es beim Tragen, daß Sie Wasser zogen, denn Sie wurden bei jedem Schritte schwerer.“

Noch immer verharrte das junge Mädchen in derselben hilflos hingegebenen, leidenden Stellung. Eine seltsame warme Bewegung ergriff Albrecht, als er das schöne knieende Bild rührender weiblicher Demuth vor sich sah.

„Bitte, versuchen Sie aufzustehen,“ sagte er mit warmer Stimme. „Geben Sie mir Ihre Hand.“

Aber ehe er noch die angebotene Hilfe leisten konnte, war Magda schon emporgesprungen. Im Aufstehen fuhr sie nochmals mit beiden Händen rasch über ihr Antlitz. Dennoch blieb es ihrem Begleiter nicht verheimlicht, daß ihre Wangen von einer dunkelrothen Blutwelle übergossen und daß ihre Augen feucht waren.

„Ich danke. — Ich danke Ihnen, Herr Lammendorf. Sie haben mir das Leben gerettet. Es ist mir nur schrecklich leid, daß ich Sie so arg belästigt habe.“

In ihrer Stimme klang eine so tiefe innere Erschütterung durch, daß Albrecht wiederum kein gewandtes Wort höflicher Beruhigung fand. Verlegen lächelnd stotterte er: „O, durch den Schlamm zu waten, ist noch keine Heldenthat.“

Magda wandte sich, stieg mit festen Schritten den Deich hinan und eilte Uthufen zu, das nicht fern dahinter lag.

Still und bewegt schritt Albrecht ihr zur Seite bis an die Schwelle seines Hauses.

Frau Theba's freundliche Hoffnung, daß Albrecht und Magda, nachdem sie sich durch ihr gemeinsames Abenteuer so viel näher getreten waren, nun endlich in rücksichtslos freundschaftlichem Verkehr mit einander weiter leben würden, ging nicht in Erfüllung. Allerdings schien die feindselige Spannung zwischen ihnen gelöst zu sein; sie strebten nicht mehr in unversöhnlichem Widerstreite gegen und aus einander, aber sie gingen jetzt still neben einander her, in stets gleichem Abstand. Kurze, höfliche Anreden oder nothwendige Fragen brachen alsbald wieder ab, ohne sich zu fortlaufenden erfreulichen Unterhaltungen auszuspinnen, wie sie Theba's liebevollem Herzen wohlgethan hätten, das diesen beiden Menschen gleichmäßig mit bewundernder Verehrung huldigte. Wäre sie nicht so kindlich unbefangen in ihren Zuneigungen gewesen, so hätte ihr allerdings kaum entgehen können, daß der stumme Verkehr zwischen ihrem Gatten und ihrer Freundin ein anderer geworden war. Aber auch für den aufmerksamen Beobachter wäre es schwierig gewesen zu sagen, ob seit jener gewagten Meerfahrt in Magda's inneren Gefühlen eine Umwälzung hervorgerufen worden sei. Hatte sie ein neues Geheimniß in sich selbst entdeckt, so hütete sie es jedenfalls mit unausgesetzter peinlichster Selbstbeherrschung, die ja den Frauen durch lebenslängliche Schulung weit höher zu Gebote steht als den Männern. Denn das weibliche Gemüth, in weit strengere Grenzen der Sitte eingeeengt, sträubt sich, durch ein verrätherisches Wort und

nur durch verdächtiges Schwanken des gewohnten Gleichgewichtes in der äußeren Haltung auch den kleinsten Theil seines süßesten Geheimnisses durchscheinen zu lassen, als sei damit das ganze willenlos preisgegeben.

So lebte Magda Tag für Tag äußerlich dumpf dahin, in schwerer Sorge der stets hilflosbedürftigen Freundin und in jungfräulicher Mütterlichkeit der Pflege des Knaben ergeben, der bald von seiner neuen, freiwilligen Wärterin unzertrennlich wurde und der Mutter die Ruhe und Ruhe bei Tag und Nacht zurückgab, deren sie so dringend bedurfte, um aufzuatmen, oder um auch nur weiter zu leben. Und wie stand es in dieser Zeit um Theba's Gatten? Albrecht kam erst allmählig zu der Erkenntniß, daß irgend etwas mit ihm und in ihm anders geworden sei. War in seiner Seele schon länger, ihm selber unbewußt, ein gefährlicher Brennstoff angehäuft gewesen und war dann ein zündender Funke in sein bisher kühles Denken und schlummerndes Fühlen gesunken, so hatte der Zünder jedenfalls keine augenblickliche Explosion hervorgerufen. Vielleicht brannte er still verborgen, aber um so unauslöschlicher weiter. Täglich mehr floß, wie die unmerklich, aber unaufhaltsam ansteigende Flut, sein Denken und Fühlen von Magda aus und lehrte stets wieder zu der unerschöpflichen Quelle zurück, um mit frischer Nahrung von Neuem anzuschwellen. Sie nagte an dem festen Deiche, diese leise Flutwelle, mit dem Gewöhnung, Stolz, Dankbarkeit und kühle, gutmüthige Neigung zu seiner Gattin seine schlummernden Leidenschaften umspränkt hielten. Er hatte in seiner bisherigen Lebensbahn noch keiner von diesen allerschwersten Sturmfluten zu widerstehen gehabt, die Herz und Leben des Menschen mit reinster Seligkeit oder mit — Vernichtung bedrohen. So glaubte er immer noch an die trügerische Fortdauer unveränderlicher Windstille in seinem Herzen, weil er äußerlich Lippen und Geberden zu hüten wußte. Da er seinen Zustand steigenden Unbehagens und nagender Unruhe fest in sich verschloß, da keine bewußten Wünsche ihn selber schreckten, wählte er auch, durch diese Ablenkung seiner Gedanken und Gefühle seiner Frau kein wesentliches Unrecht zu thun.

Wo aber so unwiderstehliche geheime Kräfte auf zwei Menschen, die neben einander herzugehen meinten, unausgesetzt annähernd wirken, da finden sich trotz allen Hübens von Hand und Zunge dennoch unvermeidliche Berührungspunkte. Die Augen wandern; sie suchen sich; sie finden sich nur auf Augenblicke; dann scheuen die Blicke verwirrt und verlegen wieder auseinander; aber — ein verrätherischer Funke ist schon übergesprungen! —

Albrecht strebte diesem Wirbel unheimlich erhellender Gedanken und seiner inneren Scheu vor dem Zusammensein mit den beiden Frauen dadurch zu entgehen, daß er mehr als sonst sein Haus mied. Er fand stets neue Anlässe zu auswärtigen Geschäften und zu Vergnügungen, die er früher von sich gewiesen und verschmäht hatte. Von Theba trug ihm diese ihr bis dahin fremde Steigerung seiner Thätigkeit Lob und Aufmunterung ein, die ihn beschämten. Zugleich plagte sie ihn für sein durch die ungewohnten Strapazen verändertes Aussehen mit freundlicher Theilnahme, die ihn ungeduldig machte. Magda schwieg, er mochte bleiben oder gehen. Albrecht bemerkte in dieser peinigen Zwangslage nicht ungern, daß Sybo neuerlich öfter in Uthufen erschien und dort länger verweilte als sonst. Als Theba ihm freudig anvertraute, daß Magda den jungen Nachbar jetzt weit leichter um sich dulde als sonst, daß sie ihm sogar durch gelassenes, mildes Wesen aus seiner Schüchternheit hervorzutreten erlaube, da äußerte er Beifall über diese den stillen Wünschen seiner kleinen Frau entsprechende Wendung. Zugleich aber machte eine innere Stimme ihn ungläubig. Und als Theba wiederholt darauf zurückkam, daß sie Sybo's bescheidene Werbung jetzt nicht mehr für völlig hoffnungslos halte, da war es ihm fast gleichgültig, was auch unter den Beiden sich ansinnen mochte, denn ihm selber konnte damit ja doch nicht aus seinem inneren quälenden Zwiepalte geholfen werden.

Unter diesen bedenklichen Verhältnissen, denen für die Bewohner des Brockenpolders keine glückliche Lösung zu nahen schien, war der Herbst in's Land gekommen. Die Felder hatten ihre reiche Ernte an die Scheunen abgeliefert, die den schweren Segen nicht zu fassen vermochten. Als dann ruht in jenem Landestheile während kurzer Zeit die schwere Arbeit. Menschen und Thiere sind ausgerastet. Für Herrn und Knecht nahen die Feste heran, bei denen der im eigenen Hause ungesellige Marschbewohner sich der gemeinsamen Fröhlichkeit voll, meistens zügellos hingibt. In dieser Zeit eilt alle Welt, die großen Jahrmärkte zu besuchen. Diese sind jedoch nicht dem Kaufe und Verkaufe der Landesprodukte, sondern lediglich der öffentlichen Lustbarkeit gewidmet. Den einfachen Sybo Ukena führte lebenslängliche Gewohnheit alljährlich zu diesen Freuden, wenn gleich seine gemilderten Sitten und sein gebildeter Geschmack ihm nicht alle dortige Fröhlichkeit in demselben leuchtenden Lichte erscheinen ließ, in welchem der unversäffte Vollblutbauer sie noch heute wie in den guten Väterzeiten unbefangen willkommen heißt und auf den Grund auskostet. Albrecht Lammendorf hatte bis dahin diese ursprünglichen Vergnügungen streng verschmäht. Das Fiedeln, Schreien, Kegelschieben war ihm ein roher, verhasster Klang. Jetzt aber griff er, wie der Ertrinkende nach dem trügerischen Strohhalme, nach Jeglichem, was ihm Entfernung von Haus und kurzes Loswerden der Gedanken verhieß, die ihn anklagten und beglückten, die ihn täglich mehr verstrickten und — berauschten.

Die beiden Marktfahrer brachen nicht allzu früh auf, so daß die Straße, welche sie landeinwärts bis zum nächsten Städtchen führte, nicht mehr vom Gedränge der von allen Dörfern und Gehöften zusammenströmenden Fuhrwerke und Fußgänger beengt war. Sobald sie sich jedoch dem Wallfahrtsorte näherten, gerietten sie in das festliche Gewimmel. Männlein und Weiblein, Jung und Alt, Herr und Knecht, Alle waren im Sonntagstaate, Alle bekundeten laut beste Laune.

„Jetzt haben sie noch heiße Köpfe und Röcke,“ bemerkte Sybo aus dem Schatze seiner früheren Erlebnisse. „Deutscher Abend ist es anders.“

Haus an Haus war mit grünen Gewinden und Malbüschen geschmückt. Am Marktplatz, wo die vornehmen Festgäste ihre Feier begehen sollten, hatte man vorsichtig die Fenster ausgehängt gegen Berpfehlung durch der urwüchsigen Stimmen Gewalt und durch vom Kopfe des ausweichenden Gegners abgeleitete gläserne Geschosse. Der Markt selbst war mit Buden besetzt, vor denen Herrin und Magd sich gaffend, feilschend und schälernd drängten. Die beiden Freunde warfen sich unerschrocken in's dichte Gewühl. Während jedoch Sybo's stärkere Nerven sich den Ereignissen gewachsen zeigten, fühlte Albrecht's gläuterter Geschmack sich bald betäubt und abgestoßen durch das Schreien, Kreischen, Brüllen der Menge, durch den schauerlichen Gesang der Drehorgelmänner und Harfenvirtuosinnen, durch das Trompetengeschmetter und Schellengeläute der darstellenden Künstler, durch die Schnarr- und Pfeisföhungen der Kinder auf den neu erworbenen Instrumenten. Dazwischen priesen die Verkäufer von Lebensmitteln und Getränken, von Spedaalen, Glanzwische und Salzgurken, von Bier, Generer und gezuertem Brantwein ihre lockende Waare an.

„Ein wahrer Herensabbath!“ sagte Albrecht verzweifelt. „Sie toben, wie vom bösen Geist getrieben und nennen's Freude, nennen's Gesang. Aber: Frisia non cantat, laß uns einen ruhigen Winkel im Wirthshause aufsuchen.“

„Dort kommt's vielleicht noch besser,“ meinte Sybo bedeutungsvoll.

Im feinsten Hotel des Festortes war offene Tafel. Als sie spät Nachmittags eintraten, stand die Fröhlichkeit der Festgäste längst nicht mehr auf tiefer Ebbe. Zahlreiche Flaschen bedeckten den Tisch und die Pfropfen knallten bedenklich. Im benachbarten Raume drehten sich erhellte Paare in schwerfälligem Rundtanz. Der Lärm der zusammenschließenden, schreienden, verben Stimmen, das Gelächter der Fröhlichen, das Getöse der Streitsüchtigen an der Tafel, das Klirren der Gläser und Flaschen, wenn die Parteien auf der Tischplatte mit den Häuten gegen einander argumentirten, war bereits völlig entfesselt.

Sybo Ukena genoß als echter Sohn seines Vaterlandes das Schauspiel mit dem würdevollen, schweigsamen Gleichmüthe, der ihn weder in Freud' noch Leid jemals verließ. Aber es zog ihn heute nicht, sich thätig theilnehmend unter die Fröhlichen zu mischen. Albrecht fühlte sich fremd und unbehaglich. Er drängte zum Aufbruche.

„Hier bei den Herren ist's fast noch toller als unten bei den Knechten. Nächstens werden sie einander ihre Ansichten mit Stuhlbeinen klar machen,“ sagte er, halb beunruhigt, halb verächtlich.

„Was thut's?“ meinte Sybo gelassen. „Der Kaps hat dieses Jahr gut gelohnt. Da können sie ja den Wirth und den Doktor bezahlen.“

Als die beiden Freunde endlich wieder auf ihrem Wägelchen rasch in den mond hellen Abend hinausfuhren, meinte Sybo im Ausbruche nationalen Selbstgeföhls:

„Es ist und bleibt doch ein Tag von Jubel und Wonne für den freien Friesenjohn, solch' ein Marktag, was auch wir versierten Leute dagegen eifern mögen.“

„Dann folgt ein Abend voll Prügel und ein Erwachen voll Kagenjammer,“ setzte Albrecht lachend hinzu.

„Wenn meine braven Landsleute auch von jeher etwas lebhaft beim Trunke waren,“ sagte Sybo, dessen berechtigtes Stammesgeföhls im Grunde durch des Freundes liebevolle Kritik getränkt war, „so hatten sie doch auch lobenswerthe Eigenthümlichkeiten.“

„Nun,“ stimmte Albrecht zu, „alle Achtung vor den tüchtigen Bauern am Upstallsboom.“

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Brücke bei Cannstatt am Neckar 1796.

(Bild S. 73.)

Das Kriegsjahr 1796, in dessen Verlauf der Erzherzog Karl von Oesterreich die beiden renommirten Revolutionsgenerale Jourdan und Moreau auf's Haupt schlug und den tief in Deutschland eingebrochenen Feind über den Rhein zurückwarf, verließ dem jugendlichen Prinzen — er zählte damals fünfundsiebenzig Jahre — die Glorie des bewährten und glücklichen Feldherrn. Im Beginn des Feldzugs stand dieß freilich kaum zu erwarten.

Die Franzosen unter Moreau waren am 24. Juni bei Rell über den Rhein gedungen, hatten die gegenüber stehenden schwebischen Kreistruppen zurückgedrängt und sich der Schwarzwaldpässe bemächtigt, ohne daß es dem Erzherzog gelungen wäre, sie im Rheinthale zurückzuhalten. Ueber Herrenalb und den Oberrhein über den Kniebis und Freudenstadt ergossen sich die französischen Schaaeren in das Herz von Württemberg, und der Herzog Friedrich Eugen sah sich genöthigt, mit Frankreich zu unterhandeln und mit General Moreau am 17. Juli zu Baden ein Abkommen zu

treffen, in dessen Folge die württembergischen Truppen sich vom kaiserlichen Heere trennten.

Württemberg war also zur Zeit der Gefechte bei Cannstatt nicht im Kriegszustand mit Frankreich.

Erzherzog Karl eilte von Pforzheim über Baihingen a. d. Enz und Ludwigsburg nach Cannstatt, um seine Armee in einer Stellung hinter dem Neckar zu konzentrieren und dem Feinde, wenn möglich, Halt zu gebieten.

Die Szene, welche unser Bild darstellt, fällt auf den 18. Juli, an welchem Tage die französischen Vortruppen, vom Hasenberg herab kommend, Nachmittags 4 Uhr Stuttgart besetzten und ohne Aufenthalt gegen Berg vordrangen, wo sie jedoch von den Oesterreichern blutig zurückgewiesen wurden. Das Gefecht am Neckar dauerte in die Nacht hinein. Der Erzherzog hatte am 19. sein Hauptquartier in Fellbach. Er mußte erkennen, daß er viel zu schwach sei, um dem dreifach überlegenen Feind erfolgreich Widerstand leisten zu können, und zog sich, ohne es zur Schlacht kommen zu lassen, durch das Remsthal zurück, den Verstärkungen entgegen, welche aus seinen Erblanden im Anmarsch waren.

Aus jenen Tagen leben noch manche Traditionen im Munde des Volkes. So jenes Reiterstücklein eines Chevauxlegers vom Regiment Rinsky, welcher, am Neckarufer patrouillierend, längere Zeit einen kleinen, schwächlichen französischen Voltigeur beobachtete, der durch unausgesetztes Feuern den Oesterreichern Schaden zufügte. Unser Chevauxleger merkte, daß der Voltigeur, im Gebüsch versteckt, sein verschleimtes Rohr reinigte, er sah den Moment, ritt durch den Fluß, überraschte den Franzosen und brachte ihn auf seinem Pferd herüber, um ihn am andern Morgen, nachdem er im Vivouak seine Portion mit ihm getheilt hatte, als Gefangenen abzuliefern. Auch von jenen Stuttgarter Bürgern wird noch manchmal erzählt, welche, für republikanische Ideen schwärmend, den Franzosen auf den Hasenberg entgegen gegangen waren, um sie im Namen der Freiheit zu begrüßen, und die in Strümpfen zurückkehrten, da die Freiheitsverkünder ihnen die guten Schuhe und Stiefel ausgezogen und sie überdies um ihre Uhren und Brillen erleichtert hatten.

G. R.



Humoristische Blätter

Anecdoten und Wiße.

Das Wort „Toast“ — jetzt in der Welt gebräuchlich — ist bekanntlich englischen Ursprungs. Zu der Zeit Karls II. und seiner lustigen Kavaliere hatte man beim Toasten die allerhöflichsten und verrücktesten Gebräuche eingeführt. Trank Einer von der Tafelrunde auf das Wohl seiner Dame und beging dabei eine sonderbare, oft thörichte Handlung, so mußten alle Tischgenossen ihm unweigerlich slavisch sein Thun nachahmen. Stellte sich zum Beispiel bei solchem Trinkspruch Jemand auf den Kopf, so sah man alle Anderen auch flugs die Beine gen Himmel strecken. Eines Tages befand sich der lustige Dichter Charles Sedley in einer Gesellschaft von Kavaliern, als Jemand den ominösen Trinkspruch auf seine Dame ausbrachte und gleichzeitig seine Halskrause in's Kaminsfeuer warf. Sedley trug stets überaus kostbare Halskräusen von den feinsten Spitzen, und darauf, ihn von seiner übertriebenen Eitelkeit auf dem Gebiete des Halskrausenlurus zu befreien, hatten die lustigen Juchzbrüder es wohl bei diesem Toaste nur abgesehen. Sie warfen Alle jubelnd ihre Halskräusen in's Feuer, und es half dem Dichter nichts, er mußte der verrückten Mode folgen, welche damals eine ebenso große Tyrannin war als heutzutage. Aber er schwur Rache! Einige Zeit später lud er dieselben Juchzbrüder zu einem Schmaus in seine Wohnung, bewirthete sie gar herrlich und brachte darnach selber den Trinkspruch auf das Wohl seiner Dame aus, worauf er sich unterzüglich zum Beweise seiner heldenmüthigen und epischen Gesinnung für die Besagte einen Zahn ausziehen ließ, zu welchem Behufe ein Zahnarzt, der vorsorglich in einem Nebenzimmer gewartet hatte, herbeigerufen wurde. Wohlverstanden war es aber ein schadhafter Zahn, der ihn seit längerer Zeit grauam geschmerzt und gepeinigt hatte, und den er sich so wie so wollte ausziehen lassen. Als die Operation beendet war, mußten die Juchzbrüder daran, nur mit dem Unterhiebe, daß sie ihre gründeten Zähne der unnünftigen Sitte zum Opfer brachten. Freilich waren sie wüthend über den ihnen gespielten Streich; aber Sedley hatte bei Hof und in der Stadt die Lacher auf seiner Seite.

Gravität und Gravitation.

Ein Schulmeister, der gerne in's Glas guckte, wurde über den Unterschied zwischen Gravität und Gravitation befragt. „Wenn ich fünf Glas getrunken habe“, antwortete der praktische Pädagoge, „so verschwindet meine Gravität und die Gravitation fängt an zu wirken.“

Ein spanisches Sprüchwort.

Im Lande der Kastanien sagt man, daß vier Personen nothwendig seien, um einen guten Salat anzumachen: ein Verschwenker für's Oel, ein Mißanthrop für den Essig, ein Advokat für Pfeffer und Salz und ein Verdrüßter, der das Alles durcheinander mengt.

Schlaffertig.

Er: Ich kann nicht begreifen, Frau Müller, wie Sie das Haar einer andern Frau auf dem Kopf tragen mögen.
Sie: Fragen Sie nicht auch die Wölle eines andern Schafes auf dem Leib?



Aus allen Gebieten.

Gesundheitspflege.

Ueber das Schlangengift und seine Gegenmittel von Th. Aron. Das Schlangengift, Kaninchen unter die Haut gespritzt, bewirkt zuerst Trägheit und Schlaf, später Betäubung und Tod unter Erstickungskrämpfen. Weingeist, auch Kaffeln und Atropin wirken dem Schlangengifte nicht entgegen. Durch Kaliumpermanganat gelang es, unter dreizehn Fällen sechsmal, das Gift in der Wunde so abzusaugen, daß das Thier am Leben blieb. Noch besserer Erfolg wurde durch eine filtrirte zweiprozentige Lösung von Chlorkalk erzielt; durch Injektion dieser Lösung in die Wunde konnte das siebenzehnmal hintereinander mit dem Gifte behandelte Thier am Leben erhalten werden. Der unterschlorigsaure Kalk dürfte also das beste Mittel gegen Schlangengift sein.

Citronensaft gegen Diphtheritis. Dr. Sartorius, ein kalifornischer Arzt, theilt im „Lancet“ mit, daß er seit längerer Zeit selbst in den verzweifeltsten Fällen von Diphtheritis den Genuß von möglichst frischen Citronen, resp. deren Saft in jeder beliebigen, vom Kranken vertragenen Form verordnet und damit noch immer günstige Erfolge erzielt habe. — Während eines längeren Aufenthalts in China hatte Verfasser Gelegenheit, zu beobachten, daß die Chinesen den frischen Citronen in innerlicher Anwendung eine große Heilkraft zuschreiben und dieselben namentlich bei Diphtheritis-epidemien als Saft in Form von Limonade oder die Frucht selbst nach Art der Orangen in großen Mengen verzehren, und zwar sowohl als Präventivmittel, wie auch als eigentliches Heilmittel, und dieß mit augenscheinlichem Erfolge. Di: Versuche, welche Verfasser hierauf in Kalifornien anstellte, waren von so befriedigendem Resultate, daß derselbe nicht anstehet, das Mittel zur allgemeinen Anwendung zu empfehlen.

Hauswirthschaft.

Konservirung von frischem Spargel. Eine Methode, frischen Spargel längere Zeit hindurch in seinem ursprünglichen Zustande zu erhalten, ist von Friedrich Pfeifer in Braunschweig erfunden worden. Das von ihm beobachtete Verfahren besteht in der Verkohlung der Schnittflächen des Spargels, der Einlegung des letzteren in gemahlene trockene Holzkohle und Verpackung in eine luftdicht zu verschließende Kiste von Blech oder Holz. Die Kopfenden des frisch gestochenen Spargels werden, damit sich nicht zwischen deren Schuppen Kohle drängt und die Kopfenden schwärzt, mit Seidenpapier dicht umwickelt. Die etwa schrägen Schnittflächen werden gerade geschnitten und durch kurzes Anhalten an eine heiße Metallplatte oberflächlich verkohlt. Hierauf wird der Boden der zu verwendenden Verpackungskiste mit einer etwa zwei Centimeter hohen Schicht gemahlener trockener Holzkohle bedeckt. Auf diese Schicht wird eine Schicht Spargelstangen so eingelegt, daß die einzelnen Spargelstangen sich nicht unmittelbar berühren und deren Enden auch etwas von den Kistenwänden entfernt bleiben. Auf diese erste Spargelschicht wird wieder eine dünne Schicht gemahlener Kohle gebracht, und mit der abwechselnden Einlegung von Spargel und Kohle so lange fortgefahren, bis die Kiste gefüllt ist und die oberste Schicht aus einer etwa zwei Centimeter dicken Kohlenlage besteht, worauf die Kiste luftdicht verschlossen, beziehungsweise verlötet wird.

Gewerbliches.

Korkmehl als Verpackungsmaterial. Die Firma R. Pecher in Wien bietet Korkmehl zum Verpacken der Trauben an und theilt mit, daß frische Trauben in Korkmehl verpackt sich über Winter vorzüglich halten, ohne zu faulen; dieselben können im Frühjahr noch große Reizen ertragen und kommen frisch an. Zum Verpacken von 50 kg Trauben benötigt man 12 bis 15 kg Korkmehl und werden die Trauben ähnlich verpackt wie die Eier. Korkmehl kostet 12 fl. per 100 kg (scheinbar eine theure Verpackung), d. h. mit Fracht und anderen Spejen rund 3 fl. per 100 kg Trauben. Wenn sich nun diese Verpackung für die nächste Umgebung, resp. deren Konsum, nicht rentiren mag, erträgt dennoch das Exportgeschäft, welches ja anstatt auf einen Monat der schönen Reife auf sechs Monate durch die Konservirung der Trauben durch Korkmehl verlängert wird, leicht diese Erhöhung der Packungsspejen und kann ja im Inlande selbst die Verpackung, d. h. Kiste und Mehl wieder zurückgenommen werden. Den Vortheil eines ruhigen, verlängerten und dadurch vermehrten Absatzes möge sich jeder einzelne Produzent selbst herausrechnen.

Rezepte.

Eine gute Möbelwache. Man erwärme 1 Theil Paraffin (Paraffinwachs, wie es zu Kerzen genommen wird) mit 5 Theilen Petroleum. Hiemit werden die Möbel bestrichen und nach 24 Stunden, während welchen nichts weiter daran geschieht, mit einem wollenen Lappen abgerieben.

Silberwaaren glänzend zu erhalten. Silberne oder versilberte Gegenstände laufen in Räumen, wo Gas oder Steinkohlen gebrannt werden, sehr bald an. Man kann dieß verhindern, wenn man sie zuweilen in eine Auflösung von unterschwefelsaurer Soda taucht oder mit einem Lappen abreibt, der in die Auflösung getaucht ist. Wenn man sie darauf mit einem warmen Tuche abtrocknet und mit Genußleder reibt, so erlangen sie ihren vollen Glanz wieder.

Bilderräthsel



Auflösung des Bilderräthsel Seite 59:

Tantopfer.

Räthsel.

Vor vielen, vielen Hunderten von Jahren begann ich meinen schweren Lebenslauf, Ich habe manche Wandlungen erfahren Und rechne jetzt noch ziemlich stark darauf. Soll ich nunmehr auch meine Herkunft nennen? Mein Vater ist der allgemwalt'ge Geist, Den ihr in der Geschichte könnt erkennen Und welchen man den Geist der Menschheit heißt. Ich muß euch meinen Namen noch verschweigen, Doch rathet mir! Ich will zu diesem Zweck Euch gern die Glieder meines Körpers zeigen; Gebt Acht drauf, daß ich euch dabei nicht nede. Zuerst mein Haupt hält viel und birgt die Hülle Vom Ursprung meines Namens in vier Lettern. Die ganze Stufenleiter der Gefühle Kömt ihr hinauf am Mittelgliede klettern. So winzig klein, und doch ist's ausdrucksvoll, Das schneitete von sechsundzwanzig Bildern! Mein Drittes hat zwei Sylben; und ich soll In ihm euch einen Mädchennamen schildern. Und nun versucht, ob ihr aus diesen Stücken Euch meinen Namen könnt zusammenfügen.

Auflösung des Anagramms Seite 59:

Schein, Niße.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. J. Kammerer in Straßburg. Das Geseh von der Drehung der Winde ist von Dode. Zu Bois-Reymond ist Pdnstologe. Abonnent in Potsdam. Versuchen Sie es, benzinsaurer Magnesia auf den Tintenstiel zu legen. Nachher vorsichtiges Abheben der Magnesia mittelst eines Messers.
J. G. 100 in Barmen. Die Wetterprophetieungen des hundertjährigen Kalenders sind eine Phantastie. Die wissenschaftlichen der Neuzeit gelten kaum für zwei Tage.
Frau Bertha K. in Koblenz. Dinte oder Tinte. Die Wette wird also unentschieden bleiben.
Hrn. J. Bröhlinger in Mannheim. Das Germanische Museum in Nürnberg. Schreiben Sie dorthin.
Abonnent in Hannover. Eine Allgemeine Geschichte der dramatischen Kunst ist von Robert Pröhls erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.
Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln u. sind uns zugegangen von Hrl. Rosine Bihlidal, Prag; Emma Gunthert, Koblenz; Emma Gerold, Trier; Mathilde Rehsch, Rottbus; Amalie Sunder, Medlenburg; Ottilie Babel, Brann; Hrn. O. Paulsen, Kiel; G. Freydozt, Berlin; G. Raulite, München; W. Bernstein, Potsdam; F. Grall, Ravensburg; A. Grieshaber, Freiberg; M. Raurenberg, Kopenhagen; G. Janon, Kiel; M. Prekel, Brann; K. Traub, München; G. Belide, Berlin; D. Brokts, Krakau; G. Voigtel, Krakau; J. Franzen, Stodholm; G. Kraus, Spremberg.

